

Das Ereignis

Objektyp: **Chapter**

Zeitschrift: **Neujahrsblatt / Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel**

Band (Jahr): **184 (2006)**

PDF erstellt am: **21.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

2. Das Ereignis

Basel und seine Umgebung um 1350

Das Landschaftsbild

Es fällt heute schwer, sich vorzustellen, wie um die Mitte des 14. Jahrhunderts Basel mit seiner näheren Umgebung ausgesehen hat.¹ Das überbaute Gebiet endete an der Stadtmauer und umfasste gerade noch die Vorstädte, die Häuserreihen vor den Toren längs der Ausfallrouten. Zwischen Basels Stadtbefestigungen und den nächstgelegenen Dörfern Hüningen, Hegenheim, Allschwil, Binningen, Münchenstein, Muttenz, Grenzach, Riehen und Kleinhüningen lagen zwei bis sechs Kilometer offenes Feld mit ganz vereinzelt Häusergruppen. Dieser Zustand hat sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts kaum verändert und ist beispielsweise noch in den kartographischen Aufnahmen von 1836/39 oder in den beiden grossen, vom Isteiner Klotz und vom Chlosterchöpfli ob Muttenz aus um 1840 gemalten Landschaftsdarstellungen von Peter Birmann festgehalten.

Zwei natürliche Elemente, die heute stark zurückgedrängt und verändert sind, prägten im 14. Jahrhundert das Landschaftsbild um Basel: die Gewässer und die Wälder. Gewiss, der Rhein bildet auch heute ein Wahrzeichen der Stadt und bringt nach wie vor von Zeit zu Zeit wie im Mittelalter Teile der Stützmauern am Grossbasler Prallhang des Stromknies zum Einsturz. Auch Wiese, Birs und Birsig existieren noch; der Birsig in der Innerstadt freilich nur noch überdeckt, Birs und Wiese in schnurgerade gezogener Kanalisation. Um weitere, kleinere Gewässer anzutreffen, muss man sich schon weiter weg von Basel entfernen, in den Jura, in den Schwarzwald oder in das Sundgauer Hügelland, wo aber die alten Dorfbäche mindestens in den Siedlungskernen mittlerweile unter Abdeckungen verschwunden sind. Auch die Basler Gewerbekanäle, die sogenannten Teiche, sind mit Ausnahme des bei Münchenstein/Neue Welt von der Birs abgezweigten St. Albanenteiches nicht mehr erhalten.

Im Mittelalter lagen die natürlichen Fluss- und Bachläufe offen, bewegten sich mäandrierend durch Auenwälder, verzweigten sich in viele, oft nur nach längerem Regen wasserführende Arme und bildeten in flachen Senken Sümpfe und kleine Seen, an die heute meist nur noch Strassen- und Flurnamen erinnern. Beim heutigen Eglisee lag ein solcher natürlicher Tümpel, der *Egelsee* hiess, weil er voll von Blutekeln war, die zum Blutschröpfen gebraucht wurden. Verständlich, dass beim Bau des Gartenbades der Name des widerlichen Blutsaugers verschwinden musste.²

Nicht nur die Bäche, auch die Flüsse, sogar der Rhein unterhalb Basels hatten noch kein festes Bett, sondern konnten nach grossen Hochwassern ihren Lauf innerhalb der Auenniederungen immer wieder ändern, was wiederholt zu Streitigkeiten über Grenzverläufe und Nutzungsrechte führte.³ Die Flüsse dienten als Transportwege. Boote mit

flachem Boden, den heutigen Weidlingen ähnlich, konnten auch in seichten Gewässern verkehren. Vor allem aber erfolgte auf den Flüssen der Transport von Bauholz, das vom Jura und Schwarzwald her nach Basel und weiter rheinabwärts geflösst wurde.

Die Flüsse waren reich an Fischen aller Art. Diese dienten als Grundnahrung und als Fastenspeise. Manche Klöster in der weiteren Umgebung legten künstlich aufgestaute Weiher an, um stets mit Fischen versorgt zu sein. Auch in den Wassergräben der Niederungsburgen, der sogenannten *Weiherhäuser*, wurden Fische gehalten.

Die Gewässer waren relativ sauber, obwohl man mit der Entsorgung von Haushalt- und Gewerbeabfällen, auch von Fäkalien, recht leichtfertig umging. Dorfbäche, Birsig und Rhein enthielten sicher viele Kolibakterien und andere Erreger, wiesen aber noch keine Schadstoffbelastung durch nicht abbaufähige Industrieabfälle auf.

Dass in der warmen Jahreszeit von den vielen Gewässern, Sümpfen und Tümpeln eine ungeheure Mückenplage ausging, lässt sich gut vorstellen. Man war deshalb froh über die vielen Vögel, die diesen lästigen Insekten nachstellten. Offene Feuerstellen mit beissendem Rauch mögen auf Arbeitsplätzen und in den Behausungen die Mücken und Fliegen etwas vertrieben haben. Nach heftigen und anhaltenden Niederschlägen traten Bäche und Flüsse über die Ufer und richteten allerhand Verheerungen an, auch im 14. Jahrhundert. Einzelne Hochwassermarken, u.a. am Basler Rathaus, erinnern noch an derartige Flutereignisse.⁴

Die Wälder bildeten, wie angedeutet, das zweite landschaftsprägende Natur-element in Basels Umgebung. Seit dem 11. Jahrhundert sind die stadtnahen Wälder im Bereich der heutigen Aussenquartiere Basels durch die fortschreitende Rodungstätigkeit zwar stetig zurückgedrängt worden. Aber noch immer reichten im 14. Jahrhundert grössere Waldflächen bis nahe an die Stadt heran, namentlich in den Flussauen längs der Wiese oder der Birs. Grosse Wälder dehnten sich im Jura und im Schwarzwald aus, wo sie oft die Grenzzonen zwischen den landwirtschaftlichen Nutzungszonen der einzelnen Dörfer oder Einzelgehöfte bildeten. Die Weitläufigkeit und Unübersichtlichkeit der Wälder erschwerten die Orientierung. Wer von den grossen, offenen Landstrassen abkam, lief Gefahr, sich ohne Hilfe von Ortskundigen im urwaldartigen Dickicht zu verirren.

In den Feuchtwäldern längs der Flüsse herrschten Erlen und Weiden vor, letztere waren mit ihren Trieben unverzichtbar für das Flechten von Körben und anderen Traggeräten. In den Trockenwäldern schätzte man Eichen und Buchen wegen ihrer Früchte, von denen sich die Schweine nährten. Das schnellwüchsige Nadelholz blieb zur Hauptsache auf die höheren Lagen im Jura und Schwarzwald beschränkt. Aus Föhren und Kiefern zapfte man das vielseitig verwendete Harz ab. Wichtig nicht nur für die mannigfache Tierwelt, sondern auch für die Menschen waren die vielen Hecken und Buschreihen, welche die Landschaft durchzogen und als Besitz- und Nutzungsgrenzen dienten und empfindliche Kulturpflanzen vor widrigen Winden schützten, ganz abgesehen davon, dass die Beeren und Nüsse der Heckenbüsche ein wesentliches Element der subsidiären Sammelwirtschaft ausmachten. Ausser Holzzäunen umgaben auch Buschhecken umfriedete Nutzungszonen, woran der häufige Flurname *Byfang* (vgl. auch *Byfangweg*) erinnert.

Im 14. Jahrhundert gab es in den Wäldern rings um Basel zahlreiches Jagdwild, ausser Rehen, Hirschen und Wildschweinen, Füchsen und Dachsen auch Wölfe und Bären, desgleichen Vögel wie den Waldtrapp, Auerhahn und – seit dem 13. Jahrhundert – den

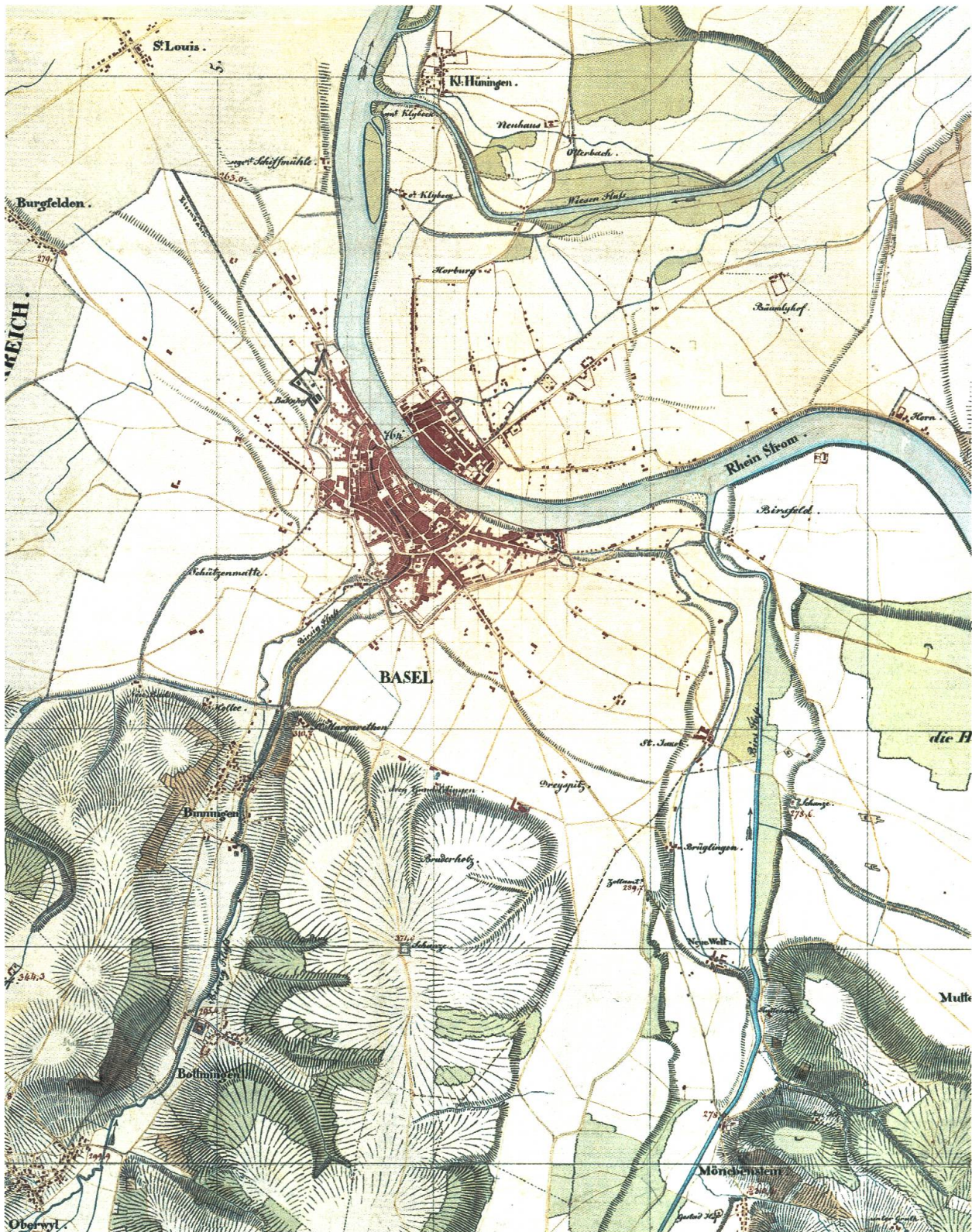


Abb. 9:
 Topographische Karte von Basel und Umgebung (Dufourkarte 1836/39). Der Kartenausschnitt zeigt deutlich, wie dünn noch im 19. Jahrhundert das Gebiet ausserhalb der Basler Stadtmauern und der historischen Siedlungskerne besiedelt und überbaut war.

Fasan.⁵ Die Jagd stand wie der Fischfang unter der Kontrolle der adligen und klösterlichen Grundherren. Ob die Stadt Basel schon vor dem Erdbeben im Stadtgraben Hirsche gehalten hat, um jederzeit über Wildbret zu verfügen, ist nicht bekannt.

Landwirtschaftlich genutzte Flächen waren im 14. Jahrhundert viel stärker unterteilt als heute. Getreidebau wurde von den Dörfern und Einzelhöfen aus nach dem Prinzip der Dreizelgenwirtschaft betrieben, so dass immer ein Drittel der Anbaufläche brachlag. Obstbäume und Gemüsegärten hielt man in umzäunten Arealen in Siedlungsnähe. Viel weiter verbreitet als heute war der Rebbau, denn Wein galt neben Getreide, das zu Brei und Brot verarbeitet wurde, als wichtigstes Grundnahrungsmittel. An steilen Hängen, die mittlerweile vielleicht wieder bewaldet sind, weisen Spuren von künstlichen Terrassen noch heute auf ehemaligen Rebbau hin. Äcker und Reben wurden von den einzelnen Bauernbetrieben aus bewirtschaftet, das Vieh liess man gemeinsam auf der Allmend weiden, die aus Weideflächen und Waldstücken bestand.

Die Landstrassen hat man sich als schlechte, holprige Feldwege vorzustellen. Die Orientierung wurde durch Kreuze, Wegmarken, vereinzelt auch durch Kapellen erleichtert. Ausserhalb der Ortschaften gab es Zollstationen, wo die üblichen Gebühren für die Benützung eines bestimmten Wegabschnittes entrichtet werden mussten, die sogenannten Weg-, Strassen- oder Brückenzölle. Solche Zollstätten lagen vor allem an Punkten, die von den Reisenden schwer zu umgehen waren, etwa an Engnissen, an Flussübergängen oder an Umschlagstellen, wo man vom Land- auf den Wasserweg oder umgekehrt wechselte.⁶ Brücken waren um 1350 noch selten. Über die Wiese bei Kleinhüningen und die Birs bei St. Jakob sind erst im 15. Jahrhundert Brücken geschlagen worden.⁷ Vorher musste die Wiese mittels eines Fährbetriebes überquert werden, während man die Birs an seichter Stelle, wo sich eine Furt befand, zu durchwaten hatte. Als zusätzliche Erschwerung des Reisens erwies sich im 14. Jahrhundert die Unsicherheit wegen Strassenräubern und Wegelagerern, die oft mit den Tavernenwirten längs der Reiserouten gemeinsame Sache machten.⁸

Die Dörfer waren klein und zählten selten mehr als hundert Einwohner. Sie passten sich mit ihren einfachen, niederen Wohn- und Wirtschaftsbauten unauffällig ins Landschaftsbild ein. Ein Holzzaun, der sogenannte *Etter*, trennte das Dorf von der Aussenwelt und von den Ackerfluren ab. Er schützte vor Schadwild, vielleicht auch vor Dieben, aber sicher nicht vor kriegerischen Überfällen. Das vom Etter umschlossene Areal bildete einen eigenen Friedens- und Rechtsbezirk. Nicht jedes Dorf besass um 1350 schon eine Kirche, und nicht jede Kirche war mit dem Begräbnisrecht ausgestattet. Manche Dörfer und Felder boten um die Mitte des 14. Jahrhunderts einen erbärmlichen Anblick, wenn sie kurz zuvor im Rahmen einer der häufigen Fehden zwischen Adligen, Landesherren und Städten verwüstet und niedergebrannt worden waren.

An Klöstern war die nähere Umgebung Basels nicht allzu reich. Es gab ein paar hochmittelalterliche Hausklöster adliger Familien, so Feldbach im Sundgau, gestiftet von den Grafen von Pfirt, Beinwil, eine Gründung des Hauses Saugern/Pfeffingen, oder Schöenthal bei Langenbruck, ein Hauskloster der Grafen von Frohburg. Von grösserer Bedeutung waren die Niederlassungen des Zisterzienserordens, Lützel im Lützeltal sowie das Zisterzienserinnenkloster Olsberg bei Arisdorf. Schon deutlich ausserhalb des uns hier wegen des Erdbebens interessierenden Raumes lagen Säckingen am Rhein, St. Blasien im Schwarzwald und Murbach bei Guebwiller in den Vogesen. Nicht zu vergessen sind im ju-

rassischen Machtbereich der Basler Bischöfe das Chorherrenstift Moutier-Grandval und das Prämonstratenserklöster Bellelay.

All diese Klöster verfügten ausser über ihre Kirchen und Konventgebäude über Gewerbeanlagen und Landwirtschaftsbetriebe, die das Landschaftsbild nachhaltig prägten. Ausser Schweighöfen mit einem Schwergewicht auf Grossviehhaltung und Käseproduktion unterhielten die Klöster, allen voran wohl die Zisterzienserabtei Lützel, Hammer Schmieden, Ziegeleien, Sägewerke, Glashütten, Getreidemühlen und sonstige, zum Teil an eigene Rohstoffgewinnung gebundene Gewerbe.

Neben den kleinen Dörfern und den eher diskret in den Niederungen von Seitentälern angelegten Klöstern beherrschten in Basels Umgebung die Burgen des Stadt- und Landadels das Landschaftsbild. Nur um sich eine Vorstellung machen zu können: Von der bekannten Feste Landskron im Leimental aus hatte man um 1350 freien Blick auf über zwanzig Burgen, angefangen mit den drei Wartenbergen ob Muttenz bis hin zur Feste Pfirt am Jurarand gegen den Sundgau hin, nicht eingerechnet die Weiherhäuser vor Basels Toren und im Sundgauer Hügelland sowie die Burganlagen hinter dem Sundgau am Rande der Vogesen und rechts des Rheins am Rande des Schwarzwaldes.

Um 1350 war allerdings der Prozess des «Burgensterbens» bereits im Gang. Aus gesellschaftlichen und familiären, vor allem aber aus politischen und wirtschaftlichen Gründen waren zahlreiche Burgen in Basels Umgebung bereits verlassen und im Zerfall begriffen. Diejenigen Anlagen, die um 1350 noch bewohnt wurden, gehörten Familien unterschiedlichen Standes. Neben altadligen, ritterbürtigen Familien traten immer häufiger auch reiche Basler Achtburger als Inhaber von Burgen auf, die mit den an den Besitz einer Burg gebundenen Herrschaftsrechten und wohlklingenden Titeln den sozialen Aufstieg anstrebten.

In bescheidenerem Ausmass als die Klöster bildeten auch die Burgen Zentren gewerblicher und landwirtschaftlicher Produktion. Im näheren Umfeld mancher Burgen dehnten sich, oft auf gerodetem Marginalland, Weideflächen für Grossvieh aus. In den Vorburgbezirken grösserer Anlagen waren Handwerksbetriebe angesiedelt, so etwa auf Rötteln.⁹ An manche Burgen schlossen sich kleine, ummauerte Burgstädtchen an.

Den wenigen eigentlichen Gründungsstädten, angelegt in Flussniederungen und an wichtigen Verkehrsachsen, kam eine lokale Zentrumsfunktion zu. Von ihrer Grösse her konnten sie sich mit Basel bei weitem nicht messen, weder Mulhouse noch Rheinfelden oder Säkingen, geschweige denn die kleineren Anlagen wie Liestal, Laufen oder Delsberg. Mit ihren turm- und torbewehrten Ringmauern boten sie dennoch einen viel imposanteren Anblick als manche Burg, die nur aus einem Wohnturm und wenigen Nebenbauten bestand.¹⁰

Basels Stadtbild

Basels Stadtgebiet begann nicht erst bei den Ringmauern und Vorstädten, sondern an den Grenzen des Stadtbannes oder Weichbildes.¹¹ Innerhalb dieser Zone – sie umschloss in groben Zügen das heutige Kantonsgebiet ohne Riehen, Bettingen und Kleinhüningen –

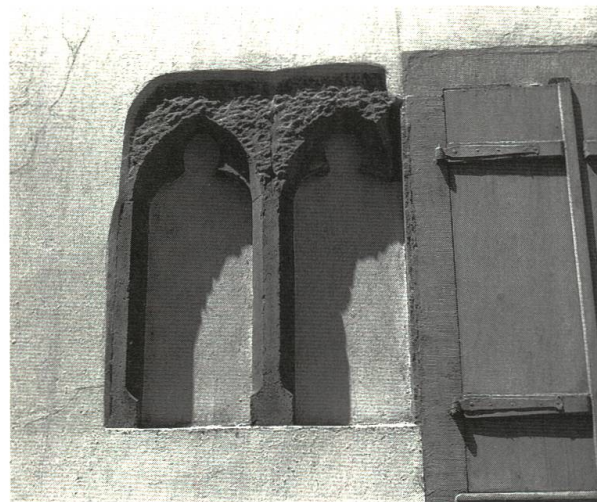


Abb. 10:
 Gotisches Doppelfenster am Zunfthaus zum Schlüssel, Basel (Hauswand am Schlüsselberg).
 Einfache oder doppelte Fenster dieser Art sind in Basel typisch für Steinhäuser vor dem Aufkommen der Fensterverglasung.

galt linksrheinisch das Grossbasler, rechtsrheinisch das Kleinbasler Stadtrecht, weshalb Missetäter, die in die Verbannung geschickt wurden, sich für die Dauer ihrer Strafe ausserhalb dieser Zone aufhalten mussten. Sie war mit Steinen markiert, in die ein Kreuz eingehauen war. Die Verbannten hatten demnach so und so lange *vor den crützen ze leisten*.¹² Dieses Gebiet des Stadtbannes war kaum überbaut, aber intensiv landwirtschaftlich genutzt. Die Basler hatten hier ihre Äcker, Gärten, Obstbäume und Reben, woran heute noch verschiedene Strassennamen in den Aussenquartieren erinnern. Für die kirchliche Einteilung bildete der Rhein eine scharfe Grenze. Grossbasel lag in der Diözese Basel, die sich – im Gegensatz zum weltlichen Herrschaftsbereich des Bischofs – nur links des Rheines ausdehnte und der Erzdiözese Besançon unterstellt war, während Kleinbasel zur Diözese Konstanz gehörte, die dem Erzbischof von Mainz unterstand.

Das Innere der Stadt war nur durch eines der Tore in der Stadtbefestigung oder vom Rhein aus über eine der Schiffländen zu betreten. Die Stadtmauern von Grossbasel waren um 1350 mit Flankierungstürmen bewehrt, die vier grossen Stadttore bestanden aus starken Vierecktürmen mit Zugbrücken, über welche der vorgelagerte Graben überquert werden konnte. Da und dort waren in die Stadtmauer kleinere Pforten eingelassen, durch die man über den Graben rasch ins Freie gelangte.¹³ Ein solches Türchen befand sich bei der Peterskirche, es führte auf den Petersplatz hinaus. Eine weitere kleine Pforte, das Eseltürlein, befand sich neben der Maueröffnung für den Birsig und verband die Innenstadt mit der Steinvorstadt, die eine eigene Befestigung mit dem *Hertor* besass. Auch die anderen Vorstädte hatten ihre selbständigen Verteidigungsanlagen; die Gross- und Kleinbasler Rheinseite scheint um die Mitte des 14. Jahrhunderts noch nicht durchgehend befestigt gewesen zu sein. Ob das wehrhafte Rheintor, der wuchtige Torturm am Grossbasler Brückenkopf, um 1350 schon bestanden hat, ist zweifelhaft.¹⁴

Das Stadtareal Grossbasels war topographisch in den Sporn des Münsterhügels, die Birsigniederung (oder «Talstadt») und den Plateaurand des Heuberges und Nadelberges gegliedert. Abgesehen von der südlichen Peripherie im Bereich des heutigen Barfüsserplatzes und St. Albangrabens, wo der Stadtmauerverlauf erst im 13. Jahrhundert seine endgültige Linienführung erhalten hatte, entsprach um 1350 dieses Gebiet der «Kernstadt» jenem Areal, das bereits am Ende des 11. Jahrhunderts unter Bischof Burkart von Fenis mit einer Mauer umgeben worden war.¹⁵

Auf der rechten Rheinseite umschloss die Befestigungslinie seit der im 13. Jahrhundert erfolgten Gründung der Stadt Kleinbasel ein annähernd rechteckiges Areal, das lediglich auf der nördlichen Schmalseite beim Bau des Klosters Klingental im späten 13. Jahrhundert eine kleine Erweiterung erfahren hatte. Beide Städte waren seit etwa 1225/26 miteinander durch die Rheinbrücke verbunden, die heutige «Mittlere Brücke». Ihre Joche ruhten auf der Grossbasler Seite auf Holzpfeilern, gefügt aus eingerammten Pfählen, auf der Kleinbasler Seite auf gemauerten Pfeilern. Ob die markante Kapelle in der Mitte der Brücke um 1350 schon bestanden hat, bleibt offen.¹⁶

Dominiert wurde das Stadtbild, insbesondere seine Silhouette, von den vielen Sakralbauten mit ihren hochragenden Dächern und Glockentürmen, aber auch von den zahlreichen Wohntürmen der vornehmen Oberschicht. Diese verteilten sich in unregelmässiger Streuung über das ganze Stadtgebiet Grossbasels, insgesamt mögen es gegen 25 gewesen sein. Wohl nur vereinzelt erhoben sich welche auch in Kleinbasel. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war die Zeit der unbequemen, finsternen und engen Türme aber vorbei. Die reiche Oberschicht hatte schon im 13. Jahrhundert mit dem Bau repräsentativer, geräumiger Steinhäuser begonnen, die in den Urkunden zusammen mit den umgebenden Wirtschaftsbauten als *Sässhäuser* auftreten. Sie fanden sich vorwiegend auf der Achse Heuberg-Nadelberg-Petersberg und auf dem Münsterhügel. Als gut erhaltenes Beispiel könnte das *Schöne Haus* am Nadelberg genannt werden, das mit seinen Balkenmalereien das Erdbeben überlebt hat. Auch der Zerkindenhof reicht bis ins 13. Jahrhundert zurück.¹⁷

Die Kirchen, Kapellen und Klöster nahmen mit ihrer Vielzahl einen bedeutenden Teil des Stadtareals ein. Eine Klosteranlage umfasste nicht bloss Kirche, Kreuzgang und Konventgebäude, sondern auch Wirtschaftsbauten und manchmal ganze Gewerbebetriebe. So nahm etwa das Areal des Klosters St. Alban das Quartier des heutigen «Dalbeloch» mit all den von Wasserrädern betriebenen Einrichtungen in Anspruch. Als weitläufige Anlagen dehnten sich auch die Klosterbezirke des Klingentals, der Prediger oder der Reuerinnen an der Steinen aus.¹⁸

Die Pfarrkirchen und noch mehr die vielen Kapellen waren eng in die städtische Überbauung eingebunden, so dass mit der Zeit der Platz für die Begräbnisse eng wurde. Denn im Mittelalter wurden die Toten in oder unmittelbar neben den Kirchen mit Begräbnisrecht bestattet. Der Name «Totengässlein» erinnert noch daran, dass aus der Talniederung links des Birsigs die Verstorbenen hinauf zum Friedhof von St. Peter getragen werden mussten, sofern sie nicht, wie die Angehörigen der Safranzunft, auf dem engen Friedhof der Andreaskapelle beigesetzt wurden.

Sakrales Zentrum der Stadt war das Münster, die bischöfliche Kathedrale, die alle anderen Gebäude Basels überragte. In ihrer Umgebung lagen die Wohnhäuser der Domherren und Kapläne sowie die Amtssitze der bischöflichen Beamten. Auffallend

wenig weiss man über die Bischofsresidenz selbst. Die hochmittelalterliche Pfalz, in der die Kaiser abzusteigen pflegten, ist von den Baslern 1247 zerstört worden, an ihre Existenz erinnert nur noch der Name der Terrasse hinter dem Münster.¹⁹ Der «Bischofshof» an der Rittergasse ist ein Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert.²⁰ Die Stadtarchäologie ist uns nähere Aufschlüsse über die Bischofsresidenz des 13. und 14. Jahrhunderts noch schuldig.

Basel war seit dem 13. Jahrhundert ein einziger, ewiger Bauplatz. Beständig wurden Häuser umgebaut oder erweitert und freie Flächen überbaut. Von einem planmässigen Vorgehen ist nichts zu erkennen. Sicher hatte die Zunft der Bauleute Hochkonjunktur, zumal mit dem Aufkommen der Gotik in der Sakralarchitektur auch die Kirchen baulichen Umgestaltungen unterzogen wurden.

Soweit archäologische und bauanalytische Befunde vorliegen, lässt sich erkennen, dass im 13. und 14. Jahrhundert die oft noch freistehenden Häuser durch Anbauten und Erweiterungen zu geschlossenen Häuserzeilen zusammenwuchsen, wobei auch die gassenseitige Baulinie vorverlegt wurde.

Der profane Steinbau, im Hochmittelalter weitgehend der Oberschicht vorbehalten, setzte sich im 14. Jahrhundert immer mehr durch, aber die oberen Geschosse mehrstöckiger Häuser wurden meistens noch immer in Fachwerk ausgeführt. Um 1350 gab es in Basel kaum Ziegeldächer. Der Basler Ziegeleibetrieb stellte hauptsächlich Bodenfliesen her. Die Häuser waren mit Schindeln gedeckt, teilweise vielleicht auch mit Stroh. Die Fenster ganzjährig bewohnter Räume mussten klein gehalten werden, denn die Butzenscheibenverglasung war noch weitgehend unbekannt. Das Innere der Wohnhäuser war, abgesehen von einfachen Hütten der randständigen Unterschicht, funktionell unterteilt in Küche, Wohnstube und Kammern zum Schlafen und Aufbewahren beweglichen Gutes aller Art. Die Küchen enthielten bodenebene oder nur leicht erhöhte Herdfeuerstellen, die Wohnstuben wurden um 1350 allgemein mit Kachelöfen geheizt. Viele, wenn auch nicht alle Häuser waren unterkellert. Die Verbindung zwischen den Stockwerken stellten steile Treppen in der Mitte der Häuser her. Auf den Dachböden wurden Brennholz und andere Güter gelagert, die trocken gehalten werden mussten.²¹ Die Arbeitsräume der zünftigen Gewerbe lagen im Erdgeschoss, aber manche Handwerker zogen es vor, vor dem Haus im Freien unter einem schützenden Vordach zu arbeiten und die Produkte feilzubieten. Nicht zuletzt deshalb, weil das Innere der Häuser finster war und sich die künstliche Beleuchtung mittels Kienspan oder Talglampe (Wachskerzen blieben mehrheitlich dem Kult vorbehalten) für manche Verrichtung als zu schwach erwies.

Die Gassen und Plätze hatten um die Mitte des 14. Jahrhunderts noch keine Pflasterung und verwandelten sich bei Regen und Schneeschmelze in tiefen Morast, vermischt mit allerlei Unrat, der bedenkenlos ins Freie entsorgt wurde. Mindestens die besseren Häuser verfügten auf dem Wohngeschoss über Aborterker, die seitlich in schmale Baulücken mündeten, wo die Fäkalien von den *Eegräben* aufgenommen wurden.²² Diese zu reinigen, wenn es nicht der Regen tat, war Aufgabe einer Gruppe von Randständigen, den sogenannten *Friheiten*, die in den Quellen allerdings erst nach dem Erdbeben deutlich in Erscheinung treten.²³

Durch Gross- und Kleinbasel flossen mehrere künstlich angelegte Kanäle, die sogenannten *Teiche*.²⁴ Sie trieben Wasserräder für verschiedene Gewerbe an, dienten aber auch, wie der Birsig und der Rhein, der Entsorgung von allerlei Abfall, weshalb bestimmte

Handwerker wie etwa die Metzger, Färber und Gerber ihre Arbeitsplätze direkt an diesen fliessenden Gewässern hatten. In langen Trockenperioden muss der Gestank, der vom mehrheitlich noch nicht überdeckten Birsig, von den Gewerbekanaln und von den Eegräben und Müllgruben ausging, auch für unempfindliche Nasen entsetzlich gewesen sein.

Sauberes Wasser bezog man aus Quellen, die gefasst waren und ihr Nass in öffentliche Stockbrunnen leiteten. Fliessendes Frischwasser gab es in den einzelnen Haushalten nicht. Gelegentlich besass die eine oder andere Liegenschaft einen Sodbrunnen. Die tägliche Versorgung jedes Haushaltes mit Frischwasser beanspruchte viel Zeit, desgleichen das Zurüsten von Brennholz, woraus sich der grosse Bedarf an Mägden und Knechten erklärt.

Auf breiten Gassen und auf den grossen Plätzen fanden die Märkte statt, wo sich die Bevölkerung mit allem Nötigen versorgte. Der Standort des Fischmarktes – mit seiner Nähe zur Schifflände und zum Rhein – ist uns noch heute bekannt. Der Getreidemarkt befand sich beim heutigen Marktplatz, der mittelalterliche *Kornmarkt* nahm aber noch eine kleinere Fläche als der heutige Platz ein und war um 1350 erst noch vom Lauf des Birsigs durchschnitten. Wegen der Nähe zum Rathaus bildete der Kornmarkt auch den Ort, wo Bürgermeister und Rat ihre amtlichen Bekanntmachungen öffentlich ausrufen liessen. Der Schweinemarkt wurde auf dem heutigen Barfüsserplatz abgehalten, während die Rinder auf der unteren Gerbergasse feilgeboten wurden, wo sich auch die Fleischbänke der Metzger befanden. Hier, nahe der heutigen Hauptpost, lag auch die *School*, der Schlachthof. Auf dem Münsterplatz und dem Kirchplatz von St. Leonhard fanden im 14. Jahrhundert längst keine Märkte mehr statt, der Münsterplatz diente dem ritterlichen Adel aber nach wie vor als Turnierstätte, namentlich zur Fastnachtszeit und am 8. September. Für die Vergnügungen der breiten Bevölkerung – Tanz, Wettlauf, Steinstossen, Ringen und Armbrustschüssen – stand der Petersplatz zur Verfügung.²⁵

Heute ist es der Verkehrs- und Baulärm, der uns zusammen mit allen möglichen Giftemissionen den Alltag vergällt. Im Mittelalter war es der Gestank, der den Menschen zu schaffen machte. Das häufige Geläute und Gebimmel der vielen Kirchenglocken zwischen Sonnenaufgang und -untergang wird man kaum als störend empfunden haben.

Die städtische und ländliche Gesellschaft

Anno 1317 was ein gross thure zu Basel; galt ein viertel²⁶ rogggen 5 lb und 1 viertzel korn 3 lb, 1 viertzel habren 1 lb 10 s; sturben viel lüten, das sy allerley ossen (assen).

Diesem Bericht in den grösseren Basler Annalen über eine Teuerung und Hungersnot weiss der Chronist Christian Wurstisen im 16. Jahrhundert noch hinzuzufügen, dass die Leute, um nicht zu verhungern, Misteln von den Bäumen gegessen hätten.²⁷

Derartige Nachrichten erinnern uns daran, dass im Mittelalter, namentlich im 14. Jahrhundert mit seinen vielen Schlechtwetterperioden, die Versorgung der Bevölkerung mit Grundnahrungsmitteln keineswegs gesichert war. Verwüstende Kriege, Viehseuchen, Heuschreckenschwärme, lange Dürreperioden und verregnete Sommer führten

immer wieder zu Engpässen in der Ernährung, was zwangsläufig die Anfälligkeit gegenüber Seuchen erhöhte und Teuerungen zur Folge hatte, unter denen vor allem die ärmeren Stadtbewohner zu leiden hatten. Eine Stadt wie Basel war für ihre Lebensmittelversorgung im 14. Jahrhundert allerdings nicht vollständig von Zulieferungen aus den Dörfern der Umgebung abhängig. Viele Stadtbewohner hielten Haustiere und besaßen ausserhalb der Stadtmauern ein Stück Land. Dazu kam die Möglichkeit, auf den Fischreichtum des Rheins zurückzugreifen. Aber all diese Ressourcen der Selbstversorgung reichten nicht annähernd aus, um den Lebensmittelbedarf Basels zu decken.²⁸

Wöchentlich, ja täglich gelangten die Landwirtschaftsprodukte in saisonaler Abfolge aus den Dörfern der Umgebung, vor allem aus dem Sundgau, auf die Märkte der Stadt. Teils waren es die Bauern selbst, die ihre Waren feilboten, teils waren es grundherrliche Vertrauensleute, welche die von den bäuerlichen Untertanen abgelieferten Naturalsteuern, namentlich Wein und Getreide, aber auch Hühner, Eier und Schweine, zum Verkauf anboten. Zwischen den Bauern auf dem Lande und den Stadtbewohnern bestand ein Beziehungsnetz, das über reine Kontakte zwischen Anbietern und Kunden hinausging und beispielsweise auch die Vermittlung von Dienstboten ermöglichte oder im Kriegsfall die Aufnahme von Flüchtlingen in den städtischen Haushalten erleichterte.²⁹

Die Bauernbevölkerung auf dem Lande lebte im Stande von Untertanen, das heisst sie waren als Hörige (Unfreie) dem Schutz und Schirm weltlicher oder geistlicher Grundherren unterworfen, denen sie gemäss Eidschwur zu Gehorsam verpflichtet waren.³⁰ Sie hatten Steuern zu entrichten, im 14. Jahrhundert noch mehrheitlich in Naturalien, sie mussten ein paar Tage pro Jahr Frondienste leisten und waren an die Scholle gebunden, was bedeutet, dass sie ohne Erlaubnis des Grundherrn nicht wegziehen durften. Sie mussten ferner ihr Korn in den von der Herrschaft vorgeschriebenen «Twingmühlen» mahlen lassen und durften ohne grundherrliche Erlaubnis nicht jagen oder fischen. Als Vertraute und Stellvertreter der Grundherren amtierten in den Dörfern die Meier, die in den Fron- oder Dinghöfen sassen, die Steuern einzogen und im Dorfgericht über die kleineren Streitigkeiten und sonstigen Rechtsfälle der Untertanen urteilten.³¹

Das Zusammenleben zwischen dem bursässigen Grundherrn bzw. der Klosterverwaltung und den bäuerlichen Untertanen, die in die grundherrliche Rechts- und Friedensordnung eingebunden waren, verlief im 14. Jahrhundert in der Regel einvernehmlich. Schwierigkeiten ergaben sich, wenn wegen Missernten oder Kriegselend die Bauern ihre Naturalsteuern nicht zu entrichten vermochten und sich verschulden mussten. Um den Konsequenzen zu entgehen, zogen es dann manche Bauern vor, ihren Hof im Stich zu lassen und sich in die Stadt abzusetzen, wo immer Arbeitskräfte gesucht wurden und sie sich dank dem von der Stadt beanspruchten Recht des freien Zuges vor grundherrlicher Verfolgung sicher fühlen konnten. Wegen des Wegzuges von Bauern in die Stadt kam es wiederholt zu Streitigkeiten zwischen Basel und adligen Grundherren.

Die in den Dörfern und Einzelhöfen ansässigen Bauern bildeten die ländliche Ehrbarkeit und standen unter dem Schutz und Schirm nicht nur ihres Grundherrn, sondern auch des Landesherrn sowie der Kirche, wenn sie Güter bestellten, die einer geistlichen Institution gehörten. Anders die ohne festen Wohnsitz herumstreifenden Elemente, die in den Wäldern, in Höhlen, gelegentlich auch in verlassenen Burgen hausten und sich mit Betteln, Mundraub, Wegelagerei und Gelegenheitsarbeiten durchschlugen. Über diese

ländlichen Randgruppen weiss man aus dem 14. Jahrhundert noch wenig. Zu ihnen zählten ebenso Bettler, Behinderte und Aussätzigte (*Feldsiechen*) wie vergammelte Pilger, entlaufene Söldner, Verbannte und Prostituierte (*fahrende Töchter*). Zur Erinnerung: Zigeuner tauchten am Oberrhein erst im frühen 15. Jahrhundert auf.

Solche Randgruppen gab es auch in Basel. Sie sind in den Schriftquellen allerdings erst vom späten 14. Jahrhundert an deutlicher fassbar, müssen aber schon um 1350 die Stadt bevölkert haben. Sie hausten wohl von Anfang an auf dem Kohlenberg, der zunächst noch ausserhalb der Stadt lag und bis weit in die Neuzeit hinein als verrufenes Quartier galt, wo der Henker regierte, die Dirnen herumstreiften und die *Friheiten* ihr seltsames Gericht abhielten.³² Die städtischen Randständigen galten zwar als verrufen, waren aber aus dem öffentlichen Leben nicht wegzudenken, denn ihre Tätigkeiten und Dienstleistungen waren für die «ehrbare», bürgerlich-zünftische Gesellschaft unentbehrlich. Dies gilt sowohl für den Henker und den Abdecker, der gefallenes Vieh zu verscharren und streunende Hunde einzufangen hatte, als auch für die Prostituierten und die *Friheiten*, die allerlei unverzichtbare Arbeiten mit niedrigstem Sozialprestige – z.B. Entleeren der Kloaken und Eegräben – verrichteten und im Krieg für besonders gefährliche Aufgaben zur Verfügung standen.³³

Den grössten Teil der insgesamt an die 7000 Menschen zählenden Einwohnerschaft machten die Angehörigen der zünftigen Berufe aus, doch betrug der Anteil der Geistlichkeit, eingeschlossen die Domherren und klerikalen Beamten des Bischofs, die Mönche und Klosterfrauen, die Konversen und Beginen, schliesslich die Leutpriester und sonstigen Weltgeistlichen, alles in allem gut 10 Prozent der Stadtbevölkerung. Noch grösser war mit gegen 30 Prozent der Anteil kirchlichen Liegenschaftsbesitzes im gesamten Basler Stadtgebiet.³⁴

Die Zünfte hatten sich im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts unter der bischöflichen Schirmherrschaft konstituiert. Jede einzelne Zunft war für mehrere, einander meist, aber nicht immer ähnliche Berufe zuständig. Mit der Erteilung eines Zunftbriefes an die Schiffler und Fischer durch den Bischof im Jahre 1354 war die Zahl von 15 Zünften erreicht. Im Kern bestanden die Zünfte aus den jeweiligen Handwerksmeistern bzw. Kaufherren, d.h. den Leitern der einzelnen Gewerbebetriebe. Um 1350 konnten auch die Frauen einer Zunft angehören, wenn sie das Handwerk beherrschten. Der Kontrolle durch die Zünfte unterstanden die unselbständig, aber mit Fachausbildung arbeitenden Gesellen, die ihre Interessen als Lohnabhängige in eigenen Gesellschaften verfolgten. Die Zünfte waren nicht nur Gemeinschaften, welche die Angehörigen der gleichen Berufe oder Berufsgruppen vereinigten, sondern auch religiöse Bruderschaften, weshalb die Juden ihnen nicht beitreten konnten.³⁵

An der Spitze jeder Zunft stand ein Zunftmeister, der vor allem über die gewerblichen Aufgaben der Zunft, die Preis- und Qualitätskontrolle, zu wachen hatte. Der Kontakt zur Obrigkeit lief über den Oberstzunftmeister, der meistens den Achtburgern angehörte. Wer versuchte, ein Gewerbe auszuüben, das dem Zunftzwang unterstand, aber der zuständigen Zunft nicht beitrug, galt als *Pfuscher* und musste mit harten Repressalien rechnen. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts gab es in Basel nicht mehr viele Berufe, die keiner Zunft zugewiesen waren. Keine Zünftigkeit war vorgesehen für Ärzte, Hausierer (die von den Krämern deshalb bedrängt wurden) und Geldverleiher, die sogenannten

«Wucherer», weshalb diese Berufe bis zum Pogrom von 1349 auch von Juden ausgeübt werden konnten. Auch die Söldner, die Basel nach Bedarf in Dienst nahm, oft unter der Führung eines Adligen, gehörten keiner Zunft an.

Ähnlich den Zünften hatte sich auch die Basler Oberschicht zu Gesellschaften zusammengeschlossen. Nach ihren Versammlungslokalen wurden sie als *Stuben* bezeichnet. Die Stube der Ritter war im Haus zur Mücke am Münsterplatz untergebracht, die Stube der Achtburger befand sich am Petersberg. Eine weitere Stube, genannt zum Seufzen, entstanden als Folge des Parteihaders in der städtischen Führungsschicht, lag am Fischmarkt. Die Angehörigen dieser drei Stuben bildeten um die Mitte des 14. Jahrhunderts die Basler Führungsschicht. Wohl hatten im Rat seit 1337 auch 15 Vertreter der Zünfte Einsitz. Den Ton aber gaben die vier Ritter an, aus deren Mitte alljährlich der Bürgermeister bestimmt wurde, oft lange Zeit in alternierendem Turnus. Zunehmenden Einfluss auf die städtische Politik nahmen die acht Vertreter der *Burger* – in anderen Städten würde man sie als «Patrizier» bezeichnen –, deren Lebensstil sich immer mehr dem des Adels anpasste, die aber dank ihrer Finanzkraft über weitläufige Beziehungen verfügten und Schlüsselpositionen kontrollierten. Wegen ihrer acht Sitze im Rat hiessen die Angehörigen dieses Standes die *Achtburger*.³⁶

Für die Administration standen dem Bürgermeister und Rat geradezu lächerlich wenig Leute zur Verfügung. Die Kanzlei umfasste einen Schreiber mit einem Gehilfen. Ratsknechte, Stadtknechte und Wachtmeister, insgesamt etwa 12 Mann, übten den polizeilichen Ordnungsdienst aus. Über ihnen stand der *Oberstknecht*, ein besonderer Vertrauensmann von Bürgermeister und Rat, dem die Kompetenz zustand, eigenständig die obrigkeitliche *potestas*, die gewaltsame Durchsetzung von Recht und Ordnung, zu handhaben. Die Anwendung der Gesetze und der durch Sitte und Brauch geregelten Rechtsnormen war Sache der Gerichte, der Schultheissengerichte in Grossbasel, in Kleinbasel und in St. Alban, sowie des dem kaiserlichen Vogt unterstellten Blutgerichtes, in dem über Leben und Tod entschieden wurde. Für kirchliche Angelegenheiten, zu denen auch Ehesachen zählten, war der bischöfliche Offizial zuständig, der oft auch Notariatsfunktionen versah. Höchste Rechtsinstanz war in Basel indessen der Rat, weshalb das Rathaus noch im 14. Jahrhundert auch als *Richthaus* bezeichnet wurde.³⁷

Der Bürgermeister vertrat die Stadt gegen aussen – deshalb auch sein ritterlicher Stand –, und im Krieg führte er den Oberbefehl. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begannen die Zünfte, als militärische Einheiten mit eigenen Bannern in Erscheinung zu treten. In der Stadt kam es im 14. Jahrhundert immer wieder zu Streit und tätlichen Auseinandersetzungen. 1342 versuchten die Kleinbasler einen Aufstand gegen den Bischof, als sich dieser gerade in seinem Hof an der Stelle des heutigen Waisenhauses aufhielt.³⁸ Geräuschvolle, blutige Tumulte, Strassenschlachten und Parteikämpfe, wie sie noch zu Beginn des 14. Jahrhunderts das Tagesgeschehen geprägt hatten, scheinen um 1350 in Basel seltener geworden zu sein. Vielleicht hing das mit dem Verhalten der Bischöfe zusammen, die sich seit Jahren vorwiegend in Delsberg oder Pruntrut aufhielten und ihre Angelegenheiten in Basel durch ihren Stellvertreter, den Erzpriester oder Archidiakon, verwalten liessen, der dem Basler Stadtadel angehörte.³⁹

Die herrschaftspolitischen Machtverhältnisse

Anno 1354 zu uszgandem meyen, am sunnentag ze nacht, branten die von Basel Durmlach, als sy dorfur zogen waren.

Was es mit dieser Notiz in den «Grösseren Basler Annalen» für eine Bewandnis hat, bleibt rätselhaft.⁴⁰ Warum sind die Basler nach Dürmenach im Sundgau gezogen, um das Dorf und das Weiherhaus einzuäschern? Derartige Aktionen sind typisch für die Mitte des 14. Jahrhunderts, als immer wieder aus nicht näher ersichtlichen Konfliktursachen Fehden ausbrachen, die mit der Verwüstung von Burgen und Dörfern endeten, ohne dass eine dauerhafte Friedensordnung diesem Treiben hätte Einhalt gebieten können.⁴¹

Gewiss gab es um 1350 am Oberrhein politische Kräfte, die sich um die Wahrung des Landfriedens bemühten, allerdings nicht aus pazifistischen Gründen, sondern aus monopolistischen. Denn mit der Bekämpfung des Fehdewesens, der vom Adel gehandhabten Rechtsinstitution der gewaltsamen Selbsthilfe, sollte die Kompetenz, Kriege zu führen, auf die landesherrlichen Machthaber und auf die autonomen Städte beschränkt werden. So wurden am Oberrhein seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts immer wieder Städtebünde ins Leben gerufen, stets befristet, aber nach Ablauf meistens verlängert. Basel war mit Strassburg und Freiburg i.Br. seit 1326 verbündet. Solche Vertragswerke schlossen nicht nur rechtliche Verpflichtungen bei der Wahrung des Landfriedens bzw. bei der Bestrafung von Friedensbrechern ein, sondern auch freundschaftliche Beziehungen ausserhalb des formellen Wortlauts. Das Basler Bündnis mit Strassburg und Freiburg bestand auch noch im Katastrophenjahr 1356. Es wurde im März 1356 erneuert, wobei auch Breisach und Neuenburg a.Rh. in den Vertrag einbezogen wurden.⁴² Schon 1352 hatten sich die vereinigten oberrheinischen Städte, auch die kleineren, mit dem Abt von Murbach und mehreren Landesherren wie den Freiherren von Rappoltstein zu einem fünfjährigen Landfriedensbündnis zusammengeschlossen, und seit 1347 war die Stadt Basel mit Johanna von Österreich, einer geborenen Gräfin von Pfirt, für fünf Jahre verbündet.⁴³

In all diesen Bündnisverträgen blieben bereits bestehende Vertragsverpflichtungen und ältere Abhängigkeitsverhältnisse ausgenommen. Basel behielt sich stets den Bischof vor, so dass die Stadt im *casus foederis* nicht gegen ihren eigenen Stadtherrn hätte aufgeboten werden können.⁴⁴

Der Oberrhein war im 14. Jahrhundert ein Land der Landfriedensbündnisse, was als symptomatisch für das Fehlen einer starken, landesfürstlichen Territorialmacht zu interpretieren ist. Denn es waren die Städte, welche die Wahrung des Landfriedens mittels Verträgen, die zu gegenseitiger Hilfe verpflichteten, zu erreichen trachteten, während die Landesherren, namentlich die Herzöge von Österreich, die Bischöfe von Basel oder die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg-Rötteln, dies mit dem Aufbau geschlossener, durch Vögte verwalteter Territorien zu erwirken versuchten, in denen der Handlungsspielraum des fehdelustigen, grundherrlichen Kleinadels möglichst eingeschränkt werden sollte. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts steckte dieser Prozess allerdings noch in den Anfängen. Es war den Landesherren seit dem späten 13. Jahrhundert zwar gelungen, kleinere und grössere Herrschaftskomplexe in ihre Lehnsabhängigkeit zu bringen, so dass die Zahl der allodialen Adelsherrschaften bis um 1350 stark zurückgegangen war. Burggestütztes, lehnsfreies Gut bildeten um die Mitte des 14. Jahrhunderts noch die Grundherrschaften

Schauenburg, Eptingen, Sternenberg und vor allem Rotberg mit den sieben reichsunmittelbaren Dörfern Metzleren, Hofstetten, Witterswil, Blauen, Dittingen, Nenzlingen und Brislach. Auch der Güterkomplex der Burg Neu-Thierstein im Lüsseltal mit der Kastvogtei über das Kloster Beinwil galt als Allod, d.h. als lehnsunabhängiges, herrschaftlich autonomes Gut.⁴⁵ Die Haltung dieser auf ihre Selbständigkeit bedachten Grundherren spiegelt sich im Ausspruch der Herren von Rocourt in der Ajoie, sie seien nur von Gott und ihrem guten Schwert abhängig.⁴⁶

Mehrheitlich befanden sich all die vielen Burgen in Basels Umgebung in der Lehnsabhängigkeit des Bischofs, der Markgrafen oder des Hauses Habsburg-Österreich. Oft handelte es sich um eine doppelte Lehnsabhängigkeit, indem der Grundherr seine Burg zum Beispiel von den Grafen von Thierstein zu Lehen trug, diese aber ihren Besitz dem Bischof von Basel als Lehen aufgegeben hatten. Manche adlige Herren hatten für ihren oft weit zerstreuten Besitz mehrere Lehnsherren. Eine eigenartige Stellung nahm die Herrschaft Pfirt ein, die sich vom Delsberger Becken im Jura über den Sundgau bis an den Vogesenrand erstreckte. Seit 1271 Lehen des Bischofs von Basel, war sie 1324 nach dem Aussterben der Grafen von Pfirt über die Erbtöchter Johanna an die Herzöge von Habsburg-Österreich gefallen, so dass diese nun als Inhaber dieser Herrschaft zu Vasallen des Bischofs wurden.⁴⁷

Für die Landesherrn bedeutete der Besitz all dieser grossen und kleinen Lehen keine politische Verfügungsgewalt über die Burgen und Herrschaften. Die Lehnsträger, die Vasallen, genossen den Rechtsschutz, den ihnen die Lehnsabhängigkeit garantierte, im übrigen aber erfreuten sie sich auf ihren Gütern grosser Unabhängigkeit und geboten von ihren Burgen aus über ihre Untertanen, die zu Abgaben und Leistungen verpflichtet waren, zwar gemäss Brauch und Herkommen, aber nach ihrem Belieben. Die politische Macht der Landesherrn über ihre Vasallen und deren Herrschaftskomplexe war also eingeschränkt, auch wenn die Option bestand, dass beim Aussterben einer Vasallenfamilie das Lehen als *heimgefallen* eingezogen und der direkten landesherrlichen Verwaltung unterstellt werden konnte.

Unter den landesherrlichen Machthabern am Oberrhein verfügte das Haus Habsburg-Österreich im konkurrenzbelasteten Prozess der Territorialbildung zweifellos über die besten Karten. Der Bischof von Basel, seit Jahrzehnten in Finanznöten, auch hin- und hergerissen zwischen seinen Verpflichtungen gegenüber dem Kaiser als weltlichem Oberherrn und dem Gehorsam gegenüber dem Papst in Avignon, musste froh sein, wenn er seine bescheidene Machtstellung zwischen Biel, Laufen, Pruntrut und den Freibergen behaupten konnte. Die Markgrafen von Hachberg-Sausenberg, die nach 1316 die Güter der Freiherren von Rötteln im Wiesental geerbt hatten, befanden sich um 1350 als Inhaber wichtiger habsburgischer Lehen im Schlepptau Österreichs.⁴⁸

Das Haus Österreich, von dem sich um die Mitte des 13. Jahrhunderts die Linie Habsburg-Laufenburg, begütert im Fricktal und in Unterwalden, abgespaltet hatte, stand im 14. Jahrhundert vor der Entscheidung, wo es die Schwerpunkte seiner Territorialpolitik setzen sollte. Nach der Ermordung König Albrechts I. 1308 der Krone des Heiligen Römischen Reiches bis auf weiteres beraubt, musste das Geschlecht seine Hausmachtspolitik je nach Konstellation in Anlehnung oder in Gegnerschaft zum kaiserlichen Herrscherhaus der Luxemburger verfolgen. Im Südosten des Reiches waren den Habsburgern

die riesigen Territorien des durch König Rudolf I. ausgeschalteten Ottokar von Böhmen zugefallen, und schon zeichnete sich um 1350 der Anschluss der Grafschaft Tirol mit der Brennerroute an diesen Länderkomplex ab. Welche Rolle konnten angesichts dieser politischen Perspektiven im Südosten des Reiches die alten Stammlande im Elsass, im Breisgau und im Aargau noch spielen?⁴⁹ Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war noch keine Entscheidung in dem Sinne gefallen, dass Habsburg-Österreich diese Gebiete – später sollten sie als die *Vorlande* bezeichnet werden – territorialpolitisch abgeschrieben hätte. Geduldig, in kleinen Schritten bauten die Herzöge ihre Stellung am Oberrhein in der Umgebung Basels aus. Sie erwarben beispielsweise 1330 Rheinfelden als Reichspfand, sie nahmen diese und jene Burg oder Herrschaft als Lehen in Empfang und erschienen immer wieder in Basel, um Hochzeiten und andere höfische Feste zu feiern.

Dem Hause Habsburg-Österreich darf gewiss unterstellt werden, im 14. Jahrhundert am Oberrhein den Plan, eine geschlossene, in Amtsbezirke eingeteilte Territorialherrschaft aufzubauen, ernsthaft verfolgt zu haben. Allerdings mussten sich alle Schritte als unzureichend erweisen, wenn es den Herzögen nicht gelang, inmitten der alten Stammlande eine städtische Residenz zu schaffen, wo sich eine fürstliche Hofhaltung, getragen von ritterlichem Gesellschaftsleben, entfalten konnte. Basel, die Bischofsstadt, seit dem frühen 13. Jahrhundert ein Zentrum der ritterlich-höfischen Kultur, mit idealer Lage mitten im habsburgischen Machtbereich, hätte eine solche Residenz abgeben können, wenn es dem Hause Habsburg gelungen wäre, sich dauerhaft der Herrschaft über die Stadt zu versichern.⁵⁰

Seit den Tagen König Rudolfs I. waren die Habsburger bemüht, Basel in ihre Hand zu bekommen, und ebenso hartnäckig wussten das die Gegner zu verhindern. Wer waren diese? Man macht sich die Antwort zu leicht, wenn man den Basler Adel als grundsätzlich habsburgfreundlich und das zünftige Handwerkertum als grundsätzlich habsburgfeindlich bezeichnet und so das Problem auf die Optik der republikanisch-bürgerlichen Ideologie des 19. Jahrhunderts reduziert. Die Handwerker, seit 1337 im Rat vertreten, waren an der Politik insoweit interessiert, als ihre Gewerbe betroffen waren. Ein Fürstenhof in Basel hätte dem Handwerkerstand sicher zu Wachstum verholfen, und es bestand um 1350 für die Basler Zünfte kein Anlass, sich grundsätzlich gegen eine Übernahme der bischöflichen Herrschaftsrechte durch die Herzöge von Österreich zu stemmen. Anders sah es bei der adligen Oberschicht aus, die neben vier Ratsmitgliedern auch den Bürgermeister stellte. Die im Rat vertretenen Rittergeschlechter, die Münch, Schaler, Ramstein, Reich, Eptingen, Bärenfels und wie sie alle hiessen, besaßen rund um Basel Burgen und Herrschaften, teils als Lehen, teils als Eigen, und sie waren die Betroffenen, wenn sich am Oberrhein eine geschlossene Territorialherrschaft mit Basel als landesfürstliche Residenz herauszubilden begann. In dieser Oberschicht waren die Meinungen aber geteilt. Es gab eine pro-habsburgische Partei, die den Anschluss begrüsst hätte und auch Anhänger unter den Zünften hatte. Es gab aber auch Parteigänger des Bischofs, die dessen ins Wanken geratene Herrschaft zu erhalten gedachten und fürchten mussten, unter habsburgischer Hoheit um Ämter und Einfluss, auch um ihre autonome Stellung ausserhalb der Stadt gebracht zu werden. Eine dritte politische Kraft, der Adlige, Achtburger und Zünftler angehörten und die für Basel den Status der freien Reichsstadt anstrebte, scheint sich um 1350 noch nicht konstituiert zu haben.

Welche Entwicklung die herrschaftspolitischen Verhältnisse am Oberrhein nach der Mitte des 14. Jahrhunderts nehmen würden, war um 1350 noch nicht klar. Ob das Erdbeben von 1356 mit seinen weiträumigen, riesigen Schäden, deren Behebung gerade die politische Führungsschicht wirtschaftlich aufs schwerste belastete, das herrschaftliche Kräftespiel nachhaltig beeinflusst hat, bleibt abzuklären.

Die grosse Pest und ihre Folgen

1349 ist Basel von einem Unglück heimgesucht worden, das europäische Dimensionen hatte und grösste Betroffenheit auslöste, so dass irrationale Reaktionen, die zeitweise ausser Kontrolle gerieten, nicht ausbleiben konnten. Die Rede ist vom «Schwarzen Tod», von der ersten grossen Pestepidemie, die sich ab 1347 von den Mittelmeerhäfen aus über das ganze Abendland ausbreitete, nachdem sie vorher ein letztes Mal im 6. Jahrhundert gewütet hatte. (Im östlichen Mittelmeerraum war sie immer wieder aufgetreten, und auch die abendländischen Kreuzritter hatten im Heiligen Land mit ihr schreckliche Erfahrungen gemacht.)⁵¹

Als markanteste Folgeerscheinungen der Pestepidemie im Abendland gelten die Judenmorde und die Geisslerzüge, wobei aber zu beachten ist, dass manchenorts die Judenverfolgungen dem Ausbruch der Seuche vorausgegangen sind. So auch in Basel, wo als Datum einer gezielten Vernichtungsaktion, bei welcher die Basler Juden verbrannt wurden, der 16. Januar 1349 überliefert ist, während die Pest offenbar erst im Laufe des Sommers 1349 nach Basel gelangte.⁵²

Wie es zu diesem schrecklichen Pogrom gekommen ist, lässt sich nicht mehr mit völliger Sicherheit rekonstruieren. In Basel gab es seit etwa 1200 eine Judengemeinde, die fest in das städtische Wirtschaftsleben integriert war und deren Angehörige in der Altstadt inmitten von zünftigen Handwerkern lebten. An Verfolgungen, wie sie im 13. und 14. Jahrhundert im Elsass wiederholt vorgekommen waren, hatte sich Basel, wo die Juden unter dem Schutz und Schirm des Kaisers standen, nie beteiligt. Gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts scheint sich vor allem in Kreisen der politischen Machthaber, der Ritter und Achtburger, eine antijüdische Stimmung aufgebaut zu haben; bei den Achtburgern, weil diese in den Juden eine lästige Konkurrenz für ihre Kreditgeschäfte erblickten, bei den Rittern, weil diese bei den Juden verschuldet waren.

Sicher wusste man in Basel von der herannahenden Pest und empfand entsprechend Angst. Die Juden zu beschuldigen, als anerkannte Feinde der Christenheit durch Vergiftung der Brunnen die Seuche zu verbreiten, entsprach der damaligen Mentalität und dürfte durch Hetzprediger aus Kreisen der Bettelorden wiederholt propagiert worden sein. So tauchten nun ab 1348 allenthalben Nachrichten über angebliche Geständnisse und angeblich gefundenes Gift auf, was den absurden Vorwurf zu bestätigen schien. Es kam zu Folterprozessen, die Städte hielten Beratungen ab und tauschten auf Konferenzen und auf dem Korrespondenzweg Schauergeschichten aus.⁵³ Diese aufgeheizte Stimmung entlud sich im Winter 1348/49 am Oberrhein in einer ganzen Reihe von blutigen Pogromen. In Basel soll es nach der Darstellung des Matthias von Neuenburg das niedere Volk gewesen

sein, das tumultuarisch die Vernichtung der Judengemeinde gefordert habe, was allerdings kaum glaubwürdig erscheint.⁵⁴ Es waren wohl eher die oben genannten, gehobenen Kreise, die aus eigenen Interessen das Volk aufhetzten und die Verbrennung der Juden organisierten, soweit man ihrer habhaft werden konnte. Insgesamt mögen es ein paar Dutzend Menschen gewesen sein, die auf diese schreckliche Weise ermordet wurden, denn die ganze Judengemeinde zählte damals etwa 100 bis 150 Angehörige.

Ob man in Basel gedacht hat, mit der Verbrennung von Juden, von vermeintlichen Feinden der Christenheit, Gottes Zorn besänftigt zu haben und damit die näher rückende Pest abwenden zu können, ist nicht überliefert, hätte sich aber als Fehlspekulation erwiesen, denn die Pest überfiel die Stadt im Laufe des Sommers 1349, wahrscheinlich eingeschleppt über die alte Handelsroute von Marseille über Avignon und durch die Burgunderpforte.

Die unhygienischen Lebensbedingungen in mittelalterlichen Städten bildeten eine entscheidend wichtige Voraussetzung für die Ausbreitung der Pest.⁵⁵ Denn bekanntlich wird die Krankheit durch Flöhe übertragen, wobei Ratten und andere Nagetiere die Rolle des «Zwischenwirts» übernehmen. Wie eng die Symbiose zwischen Menschen und Ungeziefer im Mittelalter gewesen sein muss, zeigt etwa das Sprichwort: «Als Gott Adam schuf, meinte der Floh, er habe es seinetwegen getan».

Bei den durch Flohbisse infizierten Menschen begannen die Lymphknoten anzuschwellen, die man als «Pestbeulen» wahrnahm. Wenn die Erreger auch die Atemwege befielen, konnte die Krankheit in der Form der «Lungenpest» via Tröpfcheninfektion auch direkt von Mensch zu Mensch übertragen werden. Wegen des dunkelblutigen Auswurfs und der dunkelblauen Hautverfärbungen, welche die Krankheit begleiten, hat man im Mittelalter die Pest auch als den «Schwarzen Tod» bezeichnet.

An sich war man im Mittelalter an vielerlei Seuchen und sonstige Plagen sowie chronische Leiden gewöhnt. Die Pestepidemie von 1347–1349 stellte mit dem jähen Krankheitsverlauf und dessen hoher Mortalität jedoch etwas Neues und Unerhörtes dar, dessen Schrecken durch das Gefühl der Hilflosigkeit gegenüber dem Unberechenbaren noch gesteigert wurde. Wie immer in solchen Fällen – und im Mittelalter, im «Zeitalter des Glaubens», ganz besonders – suchten die Menschen Schutz und Schirm bei überirdischen Mächten, bei Gott und den Heiligen, sie nahmen die Hilfe der Kirche in Anspruch (wovon diese ganz ordentlich profitierte), oder sie flüchteten sich in reinigende Rituale und masslose Bussübungen.

Die Bewegung der Geissler oder Flagellanten, die in der Zeit der Pestepidemie von 1347–49 um sich griff, gehört zu den bekanntesten Erscheinungen fanatischer Bussfertigkeit jener Jahre. Die Vorstellung, eine Versöhnung mit Gott erfordere eine schmerzhafteste Selbstpeinigung, lässt sich freilich weit zurückverfolgen. Jetzt, in den Jahren des Schwarzen Todes, fand sie weite Verbreitung und erfasste alle sozialen Schichten. Die Geissler, in bruderschaftsartigen Gruppen zusammengeschlossen, liessen ihr bisheriges Leben hinter sich, durchzogen die Lande und vollführten ihre Bussübungen in aller Öffentlichkeit, wobei sie immer wieder neue Anhänger fanden, die sich ihnen anschlossen. Die Bussgesänge der Geissler überliefert uns der Strassburger Chronist Fritsche Closener.⁵⁶ Über den Auftritt der Geissler in Basel liegen nur knappe Aufzeichnungen vor. So wissen die Grösseren Basler Annalen lediglich zu berichten.⁵⁷

Anno 1349 ginghent die eirste gheiseleren, und was die grosze sterbet.

Nach einer weiteren Notiz sollen etwa hundert Vornehme (*de melioribus*) als Flagellantengruppe zum Papst nach Avignon gezogen sein. Dieser aber – er hatte sich wegen der Pest von der Aussenwelt abgeschlossen – liess sie als Häretiker ins Gefängnis werfen. Dank der Fürbitte von Kardinälen kamen sie wieder frei und kehrten unverrichteter Dinge nach Hause zurück.

Tatsächlich drohte die Geisslerbewegung der Kontrolle durch die Kirche zu entgleiten, weshalb ihre Bruderschaften untersagt und ihre Tätigkeiten als Ketzerei verdammt wurden. Nach einiger Zeit verschwanden die Flagellanten, wohl nicht nur wegen der Unterdrückung durch die Kirche, sondern auch, weil nach dem Erlöschen der Pest die Panik gewichen und die Busspsychose abgeklungen war. Christian Wurstisen widmet im 16. Jahrhundert den Geisslern einen boshafte Nachruf:⁵⁸

Letstlich wurden sie nicht mehr in die Stette gelassen, ihre Färte verboten, und musste sie ein jeder Bischoff in seinem Bistumbe abschaffen. Seind fürwahr wirdig gewesen, das man sie als die Wölf zerstöubet, oder auff die Galeen geschmidet hette, damit sie der Riemen gnügsam entpfunden.

Dass 1349 die Pest für viele Infizierte tödlich verlaufen sein muss, gilt als unbestritten. Die überlieferten Zahlen sind aber mit Vorsicht aufzunehmen, sowohl im gesamt-europäischen Kontext als auch in bezug auf Basel. Eine Nachricht aus dem beginnenden 15. Jahrhundert behauptet, es seien 1349 in Basel so viele Menschen gestorben, dass vom Aeschenschwibbogen bis an das Rheintor (also auf der Achse Freiestrasse – Kornmarkt/Marktplatz – Eisengasse) nur drei Ehen intakt geblieben seien, und Wurstisen behauptet sogar, es seien 14 000 Menschen durch die Seuche umgekommen.⁵⁹

Diese Zahl ist allein schon deshalb absurd, weil um 1350 die Stadt Basel nicht mehr als 6000–7000 Einwohner gezählt hat. Wenn wir aber Berichten aus anderen Städten Glauben schenken, wonach 30 bis 50 Prozent der Menschen an der Pest gestorben seien, würde das für Basel immer noch einen Verlust von 2000–3000 Einwohnern bedeuten; eine Zahl, die im Hinblick auf die Entwicklung der Stadt in den folgenden Jahren keinesfalls zutreffen kann.

Wir wissen, dass nach Epidemien mit hoher Sterblichkeitsquote die demographischen Lücken durch hohe Geburtenziffern und einen markanten Rückgang der Kindersterblichkeit nach kurzer Zeit wieder geschlossen werden. Aber 1356, knapp sieben Jahre nach der Pest, müsste eine solche Lücke in Basel noch immer spürbar gewesen sein, wenn sie wirklich so gross gewesen wäre, wie es die angeblichen Mortalitätsziffern behaupten.

Wir stehen hier wieder einmal vor dem Problem des quellenkritischen Umganges mit überlieferten Zahlen und Grössenordnungen. Der aufgrund zweifelhafter Analogieschlüsse aus unüberprüften, anderweitig festgehaltenen Zahlen postulierte Tod von 2000–3000 Menschen in einer Stadt von höchstens 7000 Einwohnern müsste in den Schriftquellen und in den archäologischen Zeugnissen deutliche, bestätigende Spuren hinterlassen haben. Davon kann aber keine Rede sein. Wir haben keine Hinweise auf Massengräber oder Notfriedhöfe, und in den Personennamen der Urkunden zeichnet sich kein auffallender Wechsel für die Jahre vor und nach 1349 ab. Dazu kommt, dass vermutlich beim Ausbruch der Pest viele Menschen die Stadt verlassen haben, um erst wieder zurück-

zukehren, wenn die Seuche erloschen war. So mag im Strassenbild ein Eindruck von Leere entstanden sein, der zu einer Überschätzung der Todeszahlen geführt haben könnte. Schliesslich fehlen uns auch Angaben zur Verteilung der Mortalität über die Altersklassen und sozialen Schichten. Hat die Seuche vor allem Alte und Gebrechliche hinweggerafft, die ohnehin, von Siechtum geschwächt, nicht mehr lange gelebt hätten? Oder Kinder ärmerer Schichten, von denen so oder so nur jedes dritte das Erwachsenenalter zu erreichen vermochte? Wir können diese Fragen für die Epidemie von 1349 nicht beantworten. Im Hinblick auf die wirtschaftliche und bauliche Entwicklung Basels in den Jahren nach dem Erdbeben besteht aber keine Veranlassung, die Zahl der Pesttoten aus dem Jahr 1349 höher als etwa 500–700 zu beziffern, was immer noch gegen 10 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmacht.

Die Verwüstung der Stadt

Was geschah am 18. Oktober 1356?

Der bekannte Holzschnitt in der Basler Chronik des Christian Wurstisen, gedruckt 1580, stellt das Erdbeben von 1356 wie den Zusammensturz eines Kartenhauses dar: Mauern, Türme und Häuser kippen als kompakte Baukörper in gleicher Richtung um, so dass der Eindruck entsteht, dass am Schluss nur noch ein einziger Schutthaufen übriggeblieben sei. Eine nur in geringfügigen Details (Wolken, Menschen im Vordergrund) abweichende Darstellung findet sich bereits in der französischen Ausgabe von Sebastian Münsters Cosmographie, die 1556 – gleich wie Wurstisens Chronik – bei Henric Petri in Basel erschienen ist. Woher die Anregung für diese apokalyptische Szene stammt, bleibt noch abzuklären.⁶⁰ Sicher ist nur, dass sich 1356 das Erdbeben anders ausgewirkt hat.

Die schriftlichen Nachrichten über das Erdbeben aus dem 14. bis 16. Jahrhundert stimmen, was den Ablauf der Katastrophe betrifft, in den Hauptzügen miteinander überein, weisen aber in den Angaben über die angerichteten Schäden und Verluste mancherlei Ungereimtheiten und Widersprüche auf, die umso deutlicher hervortreten, wenn noch die Befunde von Ausgrabungen und Bauuntersuchungen vergleichsweise herangezogen werden. So könnte etwa der Wortlaut jener Urkunde vom 26. November 1356⁶¹, in welcher die Generalvikare (Verweser) des Bistums Konstanz einen Spendenaufruf zum Wiederaufbau des Basler Münsters erlassen, zum Fehlschluss verleiten, dieses sei durch das Erdbeben komplett zerstört worden, was – wie der heutige Baubestand zeigt – in keiner Weise zutrifft. Zu den Widersprüchen kommen Überlieferungslücken, für deren Interpretation eigene Überlegungen erforderlich sind. So liegen zwar chronikalische Nachrichten über Schäden an verschiedenen Klöstern und an der Stadtbefestigung vor, nirgends aber ist von der Brücke über den Rhein die Rede. Zerstörungen an öffentlichen Profanbauten, namentlich an den Rat- und Righthäusern von Gross- und Kleinbasel, sind nur indirekt bezeugt.⁶² Die Bauuntersuchungen der letzten Jahre haben für zahlreiche Altstadtliegenschaften, auch Kirchen, verschiedenartige Bauaktivitäten aus dem 3. Viertel des



Abb. 11:
Erdbeben von Basel, Darstellung in der Basler
Chronik von Christian Wurstisen, 1580.

14. Jahrhunderts nachgewiesen. Diese mit dem Erdbeben in Verbindung zu bringen liegt nahe, ein schlüssiger Beweis ist aber schwer zu erbringen, da es bis jetzt trotz intensiver und sorgfältiger Suche nicht gelungen ist, innerhalb der Stadt Basel im Boden eindeutige Zerstörungsschichten vom 18. Oktober 1356 zu finden.

Für Kleinbasel besteht noch ein weiteres Problem: Grosse Teile der «Minderen Stadt» sind 1354, also nur zwei Jahre vor der Erdbebenkatastrophe, durch eine Feuersbrunst zerstört worden.⁶³ Allfällige dendrochronologisch genau datierbare Bauaktivitäten aus der Zeit um 1360 könnten deshalb in Kleinbasel auch als Instandstellungsmassnahmen nach diesem Stadtbrand gedeutet werden.

Welche Gebäude in Basel 1356 durch das Erdbeben in welchem Ausmass Schaden genommen haben, lässt sich nur noch in Einzelfällen genauer feststellen. Wie die Katastrophe aber abgelaufen ist, gewissermassen die Chronologie der Ereignisse, kann aufgrund der Übereinstimmungen in den Schriftquellen recht zuverlässig rekonstruiert werden.

Erdstösse, Feuersbrunst und Überschwemmung

An Brand- und Überschwemmungskatastrophen war Basel, wie jede mittelalterliche Stadt, gewöhnt. 1354 hatte eine Feuersbrunst Kleinbasel verwüstet, 1340 war die Rheinbrücke durch ein Hochwasser zerstört worden, nachdem 1339 der wild gewordene Birsig einen Turm der Stadtbefestigung zum Einsturz, die Kirche des Steinenklosters überflutet und den Friedhof der Barfüsser mitsamt den Bestattungen weggeschwemmt hatte.⁶⁴ Auch Erdbe-



Abb. 12:
Grosser Brand von Bern 1405 nach der Amtlichen Chronik von Diebold Schilling, um 1480. Die Darstellung zeigt modellhaft das Verhalten einer städtischen Bevölkerung im Katastrophenfall:

Die Männer sind mit Lösch- und Rettungsarbeiten beschäftigt, die Frauen beten unter geistlicher Leitung und die Kinder sind zusammen mit der geretteten Habe an sicherer Stelle versammelt.

ben waren nicht unbekannt. 1289 und 1348 hatte man Beben im Elsass verspürt, während der Einsturz der Pfalzmauer hinter dem Münster im Jahre 1346 wohl eher auf die Unterspülung der Fundamente durch den Rhein als durch ein Erdbeben verursacht worden ist.

Musste man also in einer Stadt immer mit dem Ausbruch eines Brandes und nach heftigen Regenfällen mit Hochwasser rechnen, deutete im Oktober 1356 am Oberrhein nichts auf ein Erdbeben hin. Am späten Nachmittag des Lukastages nahm das Leben in Basel seinen gewohnten Gang. In den Wohnhäusern brannte auf den offenen Herdstellen das Feuer für das Nachtessen, vielleicht waren in den Stuben auch schon einige Kachelöfen angeheizt, und vermutlich hatte man noch nicht alle gewerblichen Feuerstellen, wie

sie von den Schmieden, Schlossern oder Hafnern unterhalten wurden, für den Feierabend gelöscht. An den vielen Altären in den verschiedenen Kirchen der Stadt brannten sicher, wie jeden Tag, zahlreiche Kerzen. Um das folgende Geschehen verstehen zu können, muss man sich die unzähligen Feuerplätze und ungeschützten Flammen vergegenwärtigen, die sich damals über die ganze Stadt, bis in die kleinsten Haushalte hinein, verteilten.

Was nun folgte, ist aus den Schriftquellen und den Ergebnissen bauarchäologischer Untersuchungen recht zuverlässig zu erschliessen, mindestens hinsichtlich des Ablaufs der Ereignisse:⁶⁵ Um die Vesperzeit, d.h. etwa gegen 6 Uhr abends, wird die Stadt von einem oder mehreren Erdstössen erschüttert, so heftig, dass viele Leute erschrocken ins Freie eilen. Kleinere Stösse folgen, bis in der Nacht das Hauptbeben einsetzt, das die Aufbauten der Dächer, vor allem die Kamine und Zierzinnen, herunterstürzen lässt. Die Kirchtürme schwingen, wenn sie nicht zusammenbrechen, so heftig, dass die Glocken von alleine zu läuten beginnen. Die oberen Fassadenteile ganzer Häuserfluchten, Teile der Stadtbefestigungen, des Münsters und anderer Kirchen stürzen ein. Nachfolgende Beben – in der verhängnisvollen Nacht sollen noch mindestens zehn Erdstösse unterschiedlicher Stärke die Stadt heimgesucht haben – setzen das Zerstörungswerk fort, vor allem aber beginnen nun Brände zu wüten, die alle Rettungsversuche illusorisch machen. Es ist nicht anzunehmen, dass ein einziger Brandherd das Feuer ausgelöst hat. Plausibler erscheint, dass viele der offenen Herdstellen und angeheizten Öfen, von den Leuten im Stich gelassen, umgekippt sind und ungehindert Brände entzündet haben, so wie in den Kirchen umgefallene Kerzen und heruntergestürzte Öllampen Altartücher und andere, leicht brennbare Materialien angesteckt haben dürften. Durch Feuer verwüstet wird ausser der Innerstadt auch die St. Albanvorstadt, während die übrigen Vorstädte von den Bränden verschont bleiben. In einzelnen Berichten wird ausdrücklich betont, dass die Stadt stärker unter dem Feuer als unter dem Erdbeben gelitten habe.

Wegen der Unmöglichkeit, das Feuer zu bekämpfen, brennt die Stadt noch mehrere Tage lang, bis die Flammen im Mauer- und Brandschutt erstickt sind. Wenn der Berner Chronist Conrad Justinger zu Beginn des 15. Jahrhunderts berichtet, das Feuer habe ein halbes Jahr gebrannt, mag das übertrieben erscheinen.⁶⁶ Es ist aber nicht auszuschliessen, dass noch lange Zeit unter dem Schutt Glutherde begraben lagen, die beim Aufräumen, von frischer Luft berührt, wieder in offene Flammen ausschlagen konnten.

Am 19. Oktober, am Morgen nach der Katastrophennacht, brennt und qualmt die Stadt jedenfalls noch immer, und es folgen auch weitere Erdstösse. Übereinstimmend berichten die Quellen, dass es ein ganzes Jahr lang wiederholt zu Nachbeben gekommen sei. Besonders heftig wirkt sich ein solches am Abend des 14. Mai 1357 im nördlichen Elsass aus, das in Strassburg Schäden an den Gebäuden anrichtet und die Leute in Panik versetzt.⁶⁷

Neben den Erdstössen und Bränden, die am Lukastag 1356 Basel verwüsten, mutet ein weiteres Unglück, das Basel heimsucht, wie ein Randereignis an, es wird deshalb auch nur in einer einzigen, wenn auch zuverlässigen Quelle erwähnt. Nach den Aufzeichnungen des Predigermönchs Konrad von Waldighofen versperren herabstürzende Brand- und Erdbebenrümmer dem Wasser des Birsigs den Lauf, was zu Überschwemmungen von Kellern und zur Vernichtung der dort eingelagerten Güter führt.⁶⁸

Wenn der Birsig nicht gerade Hochwasser wegen heftiger Regenfälle in seinem Quellgebiet führt, bleibt er ein harmloses Flüsschen, zumal spätestens seit dem 13. Jahr-



Abb. 13:
Kloster Maria Magdalena und Steinenvorstadt nach Matthäus Merian, 1617. Das Kloster wird 1356 schwer mitgenommen, der Birsig, durch Trümmer aufgestaut, richtet zusätzliche Schäden an.

hundert zwei Gewerbekanäle, der Rümelinbach und der Mühlenbach des Steinenklosters, dem Hauptlauf beträchtliche Wassermengen entziehen. Ob 1356 die Restwassermenge des Birsigs einen solchen Pegelstand erreicht hat, dass grössere Hochwasserschäden auftreten konnten, bleibt unsicher, es sei denn, es hätte sich in der Nacht vom 18. auf den 19. Oktober ausser dem Erdbeben und dem Stadtbrand ein schreckliches Gewitter im hinteren Leimental ereignet, das den Birsig – wie so oft – hoch hätte anschwellen und sperriges Schwemmgut mit sich hätte reissen lassen. Von einem solchen Unwetter wissen die Quellen allerdings nichts zu berichten. Wasserschäden dürften in der Nähe des Birsigs aufgetreten sein, sie blieben aber im Vergleich zu den durch Brände und Erdstösse verursachten Verheerungen marginal und finden sich deshalb auch nur im Bericht des Konrad von Waldighofen erwähnt.

Die Flucht der Bevölkerung

Übereinstimmend berichten verschiedene Quellen, dass die Bevölkerung Basels beim Beginn des Bebens ins Freie geflohen sei, was einer natürlichen Reaktion entspräche und kaum in Zweifel gezogen werden muss. Der späte, aber in manchen Einzelheiten zuverlässige Felix Faber weiss überdies zu erzählen, dass sich nach einer gewissen Weile viele Leute wieder in die Stadt gewagt hätten, um Hab und Gut zu retten und nach Vermissten

zu suchen. Die erneuten, starken Erdstösse und inzwischen flächenhaft wütenden Brände hätten sie aber wieder unverrichteter Dinge ins Freie getrieben.⁶⁹

Ausserhalb der Stadt richteten sich die Obdachlosen notdürftig ein. Viele fanden Zuflucht unter den Bäumen auf dem Petersplatz, auf den man von der Innerstadt aus durch das innere Spalentor und eine kleine Maueröffnung bei St. Peter gelangen konnte.⁷⁰ Hier kam einer der Flüchtigen zu Tode, ein Bruder des amtierenden Bürgermeisters Konrad von Bärenfels, als er von einer herunterstürzenden Zinne erschlagen wurde.⁷¹

Ausserhalb der Stadtmauern und der Vorstädte war Basel von Äckern, Obst-, Wein- und Gemüsegärten sowie Weideflächen umgeben, die von der Stadt aus bewirtschaftet wurden und mit vielen kleinen Häuschen, Schuppen und sonstigen Hütten ausgestattet waren. In diesen suchten die Leute fürs erste Schutz vor den Unbilden der Witterung und warteten darauf, die Stadt wieder betreten zu können. Konrad von Waldighofen erwähnt neben solchen Hütten auch *Villas*, die man aufgesucht habe, was sowohl «Landhäuser» als auch «Dörfer» bedeuten kann. Der gleiche, gut informierte Autor berichtet auch, dass die Schwestern des Steinenklosters in einem Garten ausserhalb der Stadt Zuflucht gefunden hätten, wo sie viele Tage in Hütten verbracht hätten, und zwar zusammen mit anderen Leuten beiderlei Geschlechts. Was die Klosterfrauen des Reuerinnen- oder Magdalenerinnenordens, dessen Hauptanliegen die Rettung von Sünderinnen war, empfunden haben mögen, als sie viele Tage und Nächte zusammen mit Männern in den Gartenhütten verbringen mussten, verschweigt der Chronist, der möglicherweise der Beichtvater des Steinenklosters war.⁷²

Wie sich die Flucht der Menschen ins Freie abgespielt hat – Basel zählte immerhin um die 7000 Einwohner – ist nicht überliefert. Viele mögen zuerst auf die offenen Areale innerhalb der Stadt, auf den Münsterplatz, auf die verschiedenen Marktplätze, die Kleinbasler auch auf das breite, flache Rheinufer gerannt sein, bevor sie versuchten, durch ein Stadttor oder eine Öffnung in der Stadtmauer ins freie Feld zu gelangen. Auch wenn die Chronisten nicht ausdrücklich von panikartigen Szenen berichten, können sich solche in schmalen Gassen und vor den rettenden, aber engen Toröffnungen abgespielt haben.

Schwere Güter wie Möbel werden die Flüchtenden kaum mitgenommen haben, wohl eher leicht transportable Wertsachen, aber wenig Lebensmittel, denn übereinstimmend berichten mehrere Quellen, die Leute hätten Hunger leiden müssen, was aber sicher nur für die allererste Zeit zutreffen kann. Denn um Mitte Oktober war in den Dörfern rund um Basel die Ernte eingebracht und hatte das Beben ohne nennenswerte Schäden überstanden. Wir dürfen davon ausgehen, dass schon nach kurzer Zeit – am 19. oder 20. Oktober – die ersten Lebensmittellieferungen bei den Obdachlosen vor der Stadt eintrafen. Durst mussten die Leute überhaupt nicht leiden, gab es doch überall um Basel herum sauberes Quell- und Bachwasser.

Eine angespannte Lage drohte sich jedoch hinsichtlich der Unterbringung der Geflüchteten zu entwickeln. Der Winter stand vor der Tür, an ein Überwintern in den improvisierten Hütten, die kaum eine Heizung besaßen, war nicht zu denken. Hier musste, wenn eine Katastrophe vermieden werden sollte, noch vor Einbruch der Frostnächte eine Lösung gefunden werden, und diese konnte nur in einer raschen Wiederherstellung der Bewohnbarkeit Basels bestehen, auch wenn man zunächst allerlei improvisieren und sich mit Zwischenlösungen behelfen musste.

Das Zerstörungsbild

Kirchen und Klöster

Dass die Erschütterungen eines Erdbebens vor allem hochragende Steinbauten zum Einsturz bringen, ist allgemein bekannt, und wenn der Berner Chronist Conrad Justinger zu Beginn des 15. Jahrhunderts über das Ereignis von 1356 berichtet:⁷³ *kam ze Basel ein grosser erbidem und wart daruf den abende so stark, daz er die grossen stat basel mit dem münster, mit allen kilchen und klöstern und türnen, und alle hüser niderwarf*, klingt das durchaus plausibel, zumal der Aufruf der Diözese Konstanz vom 26. November 1356, in welchem für Spenden zum Wiederaufbau des Basler Münsters geworben wird, die Totalzerstörung der Kirche beklagt.⁷⁴ Dass alle Pfarrkirchen, Kapellen und Klöster in der Stadt Schäden erlitten haben, ist wohl kaum zu bezweifeln. Das Ausmass der Zerstörungen sah aber gemäss Schriftquellen und bauanalytischen Befunden sehr unterschiedlich aus. Die Ermittlung der effektiven, am 18. Oktober 1356 durch Beben und Brand angerichteten Verheerungen wird durch den Umstand erschwert, dass im 14. Jahrhundert an den Basler Gotteshäusern ohnehin viel gebaut worden ist, so dass nicht jede Bauaktivität, die sich in die Jahrzehnte nach 1356 datieren lässt, zwingend als Behebung von Erdbebenschäden gedeutet werden darf. Die schriftlichen Nachrichten sind übrigens auch nicht immer genau beziehungsweise vollständig. So weiss der Dominikanermönch Konrad von Waldighofen zwar zu berichten, dass in seinem Predigerkloster die Erdstösse die Glocke zum Läuten gebracht hätten, aber er verschweigt uns den archäologisch nachgewiesenen Einsturz des Kirchenschiffs, während ein Jahrhundert später Felix Faber diesen Sachverhalt richtig schildert.⁷⁵

Dendrodaten, dem Dachgebälk entnommen, vermitteln wichtige Informationen, vermögen aber auch nicht alle Fragen bezüglich Erdbebenschäden zu beantworten. So bleibt im Falle der Pfarrkirche St. Theodor und der Klosterkirche zu St. Clara unsicher, ob die durch Jahrring-Analyse festgestellte Erneuerung der Dachstühle in der Zeit zwischen 1358 und 1368 durch das Erdbeben oder den Kleinbasler Stadtbrand von 1354 veranlasst worden ist.⁷⁶ (Eine päpstliche Bulle von 1402 erwähnt zwar Erdbebenschäden an der Theodorskirche. Die im Rahmen eines Rechtsstreites entstandene Urkunde strotzt aber dermassen von dreisten Lügen, die vom Basler Domkapitel ausgestreut worden sind, dass der Aussage nicht unbedingt zu trauen ist.)⁷⁷

Bei manchen Basler Gotteshäusern, namentlich bei denjenigen, die nicht mehr erhalten sind und in den Schriftquellen nur spärlich auftreten, lassen sich die Erdbebenschäden kaum mehr bestimmen.⁷⁸ Wie sehr etwa die Kirchen und sonstigen Gebäude des Augustinerklosters und des Klosters Gnadental oder die St. Niklauskapelle in Kleinbasel gelitten haben, muss offenbleiben. Auch über die Zunftkapelle St. Andreas (einst auf dem gleichnamigen Platz) schweigen sich die Quellen aus. Die Ausgrabungen haben die Fundamente einer romanischen, halbrunden Apsis zutage gefördert, während der Stich von Matthäus Merian aus der Mitte des 17. Jahrhunderts den Ostteil der Kirche mit einem gotischen Polygonchor zeigt. Ist durch das Erdbeben der romanische Bau so schadhaft geworden, dass man über den Fundamenten der Apsis einen Neubau errichten musste (der beim Abbruch der Kirche 1892 vollständig verschwunden wäre)?

In Einzelfällen liegen konkrete Informationen vor, die als Belege für geringe oder gar keine Schäden zu interpretieren sind. Unversehrt ist offensichtlich die Kapelle

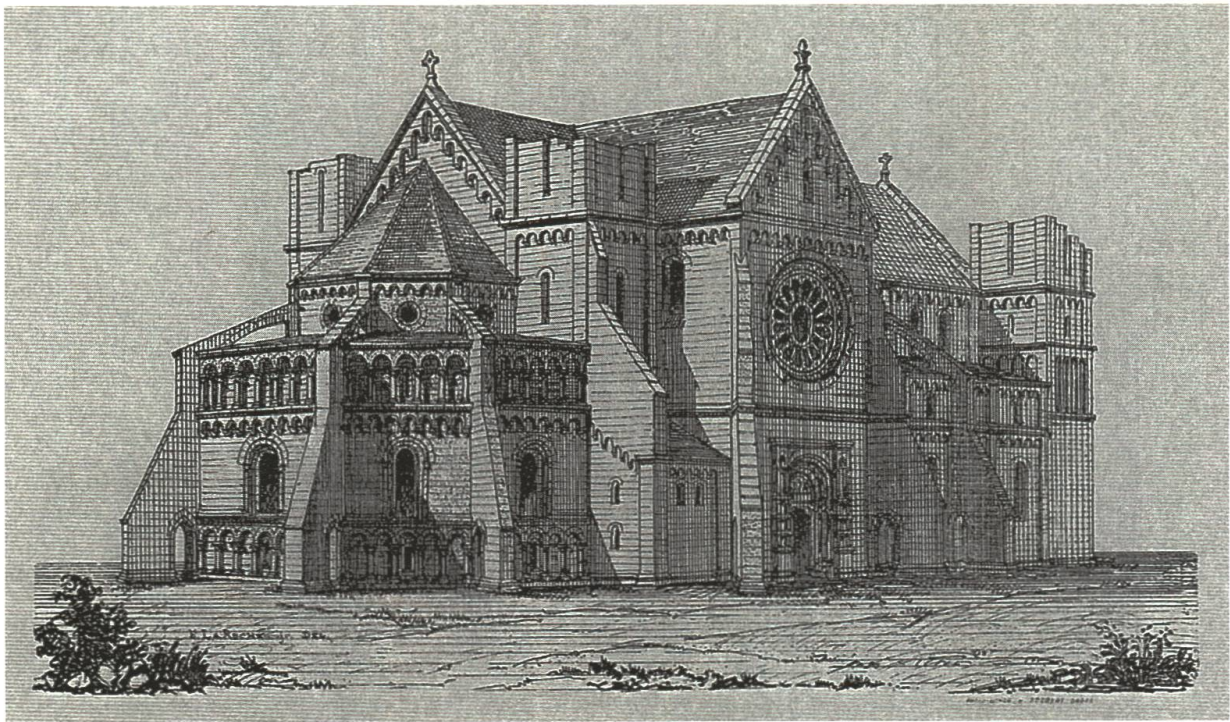


Abb. 14: Rekonstruktion des Basler Münsters vor dem Erdbeben. Entwurf von Emanuel LaRoche, 1885. Nicht ausgeführt ist der Oberbau der vier Türme, über deren Aussehen nichts bekannt ist.

des Johanniterordens geblieben, und in Kleinbasel hat die Kirche des Klingentalklosters den Stadtbrand und das Erdbeben heil überstanden, stammen doch die Dachbalken – übrigens auch diejenigen des Refektoriums – noch aus der Zeit um 1280. Mittlere Schäden scheint die Barfüsserkirche davongetragen zu haben – im Unterschied zu den Klosterbauten, die ganz schwer verwüstet worden sein müssen.

Die Martinskirche war im Unglücksjahr 1356 noch gar nicht fertiggestellt, aber doch funktionstauglich. Die Erdbebenschäden hielten sich wohl in Grenzen, denn schon 1357 konnten im Chor wieder Messen gelesen werden.

Schwer verwüstet wurden offenbar die Gebäude des St. Albanklosters mitsamt der Kirche, ferner die Ulrichskirche in der Rittergasse, die Peterskirche und das Stift St. Leonhard mit der Kirche. Auch das Frauenkloster Maria-Magdalena in der Steinen muss heftig gelitten haben, denn als die geflüchteten Nonnen nach einiger Zeit wieder ins Kloster zurückkehren wollten, mussten sie sich zunächst in der Scheune einquartieren.

Widersprüchliche Informationen liegen über die Schäden am Münster vor.⁷⁹ Die Totalzerstörung, die der Text des Konstanzer Bettelbriefes vorspiegelt, hat sicher nicht stattgefunden, denn die spätromanische Bausubstanz aus dem 12./13. Jahrhundert ist zu einem grossen Teil erhalten geblieben. Sicher ist das Chorgewölbe eingestürzt und hat den Hauptaltar zerstört. Auch die Gewölbe des Querhauses müssen gelitten haben. Vierungs- und Chorflankentürme erlitten – soweit sie fertiggestellt waren – so grosse Schäden, dass sie abgetragen werden mussten, und durch den Einsturz der Westtürme scheinen zwei Gewöl-



Abb. 15:
Kleines Klingental, Basel. Das Klostergebäude hat sowohl den Stadtbrand von 1354 als auch das Erdbeben von 1356 unbeschadet überstanden.



Abb. 16:
Basler Münster, nördliches Querschiff. Verklammerte Risse unterhalb des Glücksrades, vermutlich beim Erdbeben entstanden.

bejoche des Hauptschiffs zerschmettert worden zu sein. Konrad von Waldighofen berichtet überdies, dass der Turm mit der grossen Glocke (wohl der nachmalige Martinsturm) ausgebrannt und auch die Orgel zerstört worden sei. Offenbar unbeschädigt blieben indessen nebst der Krypta die Seitenkapellen. Als Ganzes hat das Münster so schwer Schaden genommen, dass es für sakrale Zwecke einstweilen kaum genutzt werden konnte. Dass verschobene Mauerteile am romanischen Bau sowie die mit Eisenklammern fixierten Risse im Quadermauerwerk rechts unterhalb des Glücksrades am nördlichen Querhaus dem Erdbeben von 1356 zuzuschreiben sind, ist schwer zu beweisen, klingt aber plausibel.

Das Gesamtbild der durch Erdbeben und Stadtbrand an den Kirchen und Kapellen angerichteten Verheerungen zeigt unterschiedliche Befunde, die von eher leichten Beschädigungen (z.B. St. Johann) bis zu Schwerstverwüstungen (z.B. St. Alban) reichen. Damit stellt sich die Frage, wo, wie und ob überhaupt nach der Katastrophe eine Weiterführung des Kultes und des sakralen Lebens möglich gewesen ist. Die grösstenteils der Katastrophe entronnene Bevölkerung musste kirchlich versorgt werden: Taufe, Trauung, Begräbnis, Messe und Beichte konnten nicht einfach auf unbestimmte Zeit unterbleiben. Das Schadensbild deutet darauf hin, dass die kirchlich-religiöse Grundversorgung keinen nennenswerten Unterbruch hatte erleiden müssen: Einzelne Kirchen waren so wenig beschädigt, dass sie den Gläubigen – war einmal der Zugang freigeschaufelt – unverzüglich wieder zur Verfügung standen. Bei anderen mussten improvisierte Notlösungen gefunden werden. Das Schweigen der Quellen scheint zu belegen, dass in den Wochen und Monaten nach dem Beben die Verstorbenen regulär in den Kirchen und Friedhöfen bestattet

werden konnten. Somit dürfte feststehen, dass trotz erheblichen Schäden an der Bausubstanz der kirchliche Kult und die religiösen Lebensformen keine entscheidenden Beeinträchtigungen erfahren haben, auch wenn wichtige Altäre für lange Zeit zerstört worden sind und zum Teil nach Jahren neu geweiht werden mussten.

Die Stadtbefestigungen

Wenn die Schriftquellen berichten, das Erdbeben habe Türme zu Fall gebracht, kann sich das sowohl auf Wohntürme vornehmer Herren und Familien innerhalb der Stadt als auch auf hochragende Bauten der Stadtbefestigung beziehen.

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts war Grossbasel von dem gegen 1250 errichteten, später als «Innere Mauer» bezeichneten Bering umgeben, der auf der Linie Blumenrain – Petersgraben – Leonhardsgraben – Kohlenberg – Steinenberg – St. Alban-Graben verlief.⁸⁰

Einzelne Vorstädte hatten eigene Befestigungen, und auch die rechtsrheinische Gründungsstadt Kleinbasel verfügte über einen starken Mauerring. All diese Befestigungen waren mit Toren, Flankierungstürmen und vorgelagerten Gräben ausgestattet.

An diesen Befestigungsanlagen muss das Erdbeben ganz gehörig gerüttelt haben, auch wenn die Mauern nicht vollständig eingestürzt sind, wie angeblich seinerzeit die Mauern von Jericho. Da vom inneren Grossbasler Mauerring und von den Vorstadtbefestigungen nur sehr wenige Reste erhalten sind, lässt sich das volle Ausmass der Schäden am Mauerwerk nicht mehr ablesen. Dasselbe gilt auch für die Stadtmauer Kleinbasels. In der Klosteranlage des Kleinen Klingentals, genauer in der Nordwand des Refektoriums, findet sich noch ein Stück Stadtbefestigung, das bis zum einstigen Zinnenkranz hinaufreicht. Dieses Teilstück ist aber gegen 1280 durch den nördlich angrenzenden Bau des Grossen Klingentals ausser Funktion gesetzt worden und hat 1354, integriert in den Refektoriumsbau der Klingentaler Klosterfrauen, den Kleinbasler Stadtbrand und 1356 das Erdbeben heil überstanden.⁸¹

Die zeitgenössische Aufzeichnung des «Roten Buches» enthält die Aussage: *ouch viel der Burggrabe an vil stetten in*, was wohl heissen dürfte, dass der Graben, welcher der Stadtmauer vorgelagert war, an vielen Stellen verschüttet worden sei.⁸² Dies ist vermutlich sowohl auf die herunterstürzenden Teile der Ringmauer, die in den Graben fielen, als auch auf einen Zerfall der äusseren Grabenfuttermauer zurückzuführen. Dass die oberen Partien der Stadtmauer und der Wehrtürme starke Beschädigungen erlitten haben, wird ausdrücklich bezeugt. Genauere topographische Angaben über die Zerstörung bestimmter Befestigungsbauten liegen aber nicht vor. Die Stadttore des inneren Mauerrings und der Kleinbasler Ringmauer scheinen in den unteren Partien nicht nennenswert beschädigt worden zu sein.

Einen gesicherten archäologischen Befund haben wir im südlichen Eckturm des Lohnhofareals vor uns.⁸³ Die Anfänge des Turmes reichen in die Zeit der ältesten, unter Bischof Burkart im ausgehenden 11. Jahrhundert errichteten Stadtmauer zurück. Wie die auf Dendrodaten gestützten Bauuntersuchungen ergeben haben, ist der Turm vom Sockelgeschoss an 1358 neu aufgeführt worden, was den Schluss erlaubt, er sei beim Erdbeben eingestürzt oder mindestens so schadhaft geworden, dass er abgetragen und neu hochgezogen werden musste.

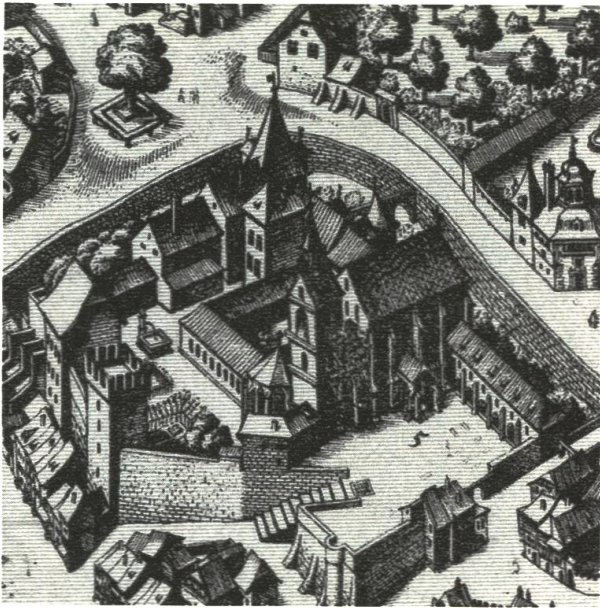


Abb. 17:
Lohnhof und Leonhardskirche nach Matthäus Merian, 1617. Der hintere Eckturm (nur Dach sichtbar) stammt noch aus der Zeit der ältesten Stadtmauer (Ende 11. Jahrhundert), ist 1356 teilweise eingestürzt und musste neu aufgeführt werden.

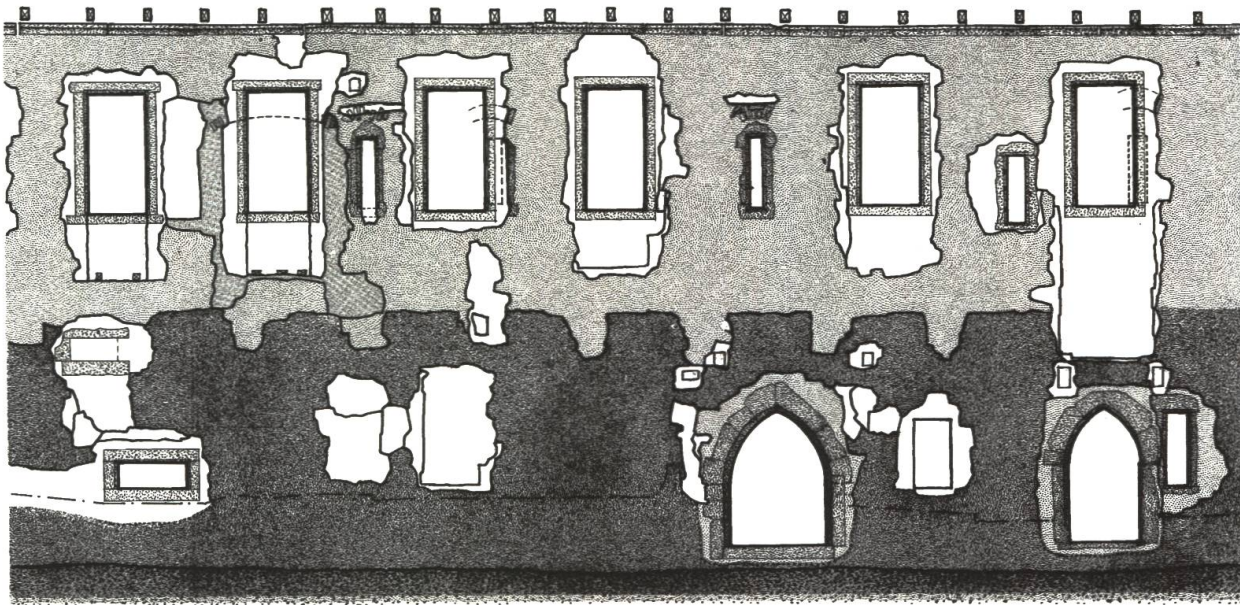


Abb. 18:
Kleines Klingental, Basel. Nordfassade des ersten Klostergebäudes. Der untere dunkel gerasterte Teil zeigt die ältere Kleinbasler Stadtmauer, der obere gehört zum Klosterbau von 1274.

Ähnliche Befunde liegen von einem Viereckturn in der Nordecke des Seidenhofes (Blumenrain 34) vor, wo Dendrodaten auf Reparaturen in die Zeit um 1361 hinweisen, und von einem weiteren Turm auf der Parzelle Petersgraben 33, wo die Bildquellen des 17. Jahrhunderts einen spätmittelalterlichen Umbau verraten, der ebenfalls mit Erdbebenschäden in Verbindung gebracht werden könnte.⁸⁴

Wie viele Türme der Stadtbefestigung das Schicksal des Lohnhof- und Seidenhofturmes geteilt haben, bleibt ungewiss. Wir müssen aber annehmen, dass 1356 durch die Erdstöße und den Stadtbrand die Befestigungsanlagen Basels so stark gelitten haben, dass sie kaum mehr einen Verteidigungswert besaßen. Das Fälldatum 1358 der Balken im Eckturn des Lohnhofes zeigt deutlich, wie schnell man sich bemüht hat, diese fortifikatorische Schwäche zu überwinden.

Wohn- und Wirtschaftsbauten

Der Passus im «Roten Buch» von 1357, *man sol wissen, daz dise stat von dem Ertpidem zerstöret und zerbrochen wart, und beleib enhein kilche, turne noch steinin hus weder in der stat noch in den vorstetten gantz und wurdent grösseclich zerstöret*, scheint anzudeuten, das Erdbeben von 1356 habe die Stadt in einen einzigen Trümmerhaufen verwandelt. Dass jedoch viele Gebäude mehr oder weniger unversehrt geblieben sind, ergibt sich allein schon aus der schriftlichen Überlieferung, namentlich aus den Urkunden, aber auch aus den Bauuntersuchungen in der Basler Altstadt, die laufend immer wieder neue Nachweise für aufrecht-erhaltene Bausubstanz aus der Zeit vor 1356 zutage fördern.⁸⁵

Entgegen allen Erwartungen vermögen archäologische Grabungen keinen nennenswerten Beitrag zur Katastrophe von 1356 zu erbringen. Auf keinem einzigen Grabungsplatz ist es bis jetzt gelungen, eindeutige Spuren des Erdbebens etwa in Form von Brand- oder Mauerschutt festzustellen, auch wenn immer wieder eng begrenzte Zerstörungsspuren zum Vorschein kommen, die mit der Katastrophe von 1356 zusammenhängen könnten. Aufgrund der bisherigen Befunde müsste die Archäologie zum abwegigen Schluss gelangen, das Erdbeben von 1356 habe gar nicht stattgefunden. Die frühere Vorstellung, Basels Altstadt sei auf planiertem Erdbebenschutt errichtet, ist jedenfalls aufzugeben.

Wichtige Aufschlüsse ergeben sich dagegen aus den Analysen aufgehender Bausubstanz über dem Boden, namentlich in Verbindung mit dendrochronologischen Untersuchungen am Holzwerk bis hinauf zu den Dachkonstruktionen. Die bisherigen Ergebnisse verteilen sich allerdings punktuell über die Stadt und werden im Hinblick auf die vielen Strassenzüge der Innerstadt, wo die mittelalterliche Bausubstanz modernen Gebäuden des 19. und 20. Jahrhunderts hat weichen müssen, nie ein flächendeckendes Bild ergeben.⁸⁶

Ähnlich verhält es sich mit den bereits angesprochenen Schriftquellen. Die Basler Urkunden aus den Jahren unmittelbar nach dem Erdbeben beziehen sich zwar oft auf einzelne, mehrheitlich sogar identifizierbare Liegenschaften, sprechen aber das Erdbeben beziehungsweise dessen zerstörerische Auswirkungen nur ausnahmsweise an.

Zwischen dem 13. und dem 15. Jahrhundert hat in Basel wie in vielen anderen Städten eine rege Bautätigkeit geherrscht, teils als Folge vermehrten Raumbedarfs, teils wegen gesteigerter Ansprüche an den Wohnkomfort oder zwecks Behebung von Schäden

irgendwelchen Ursprungs. Wenn wir nun in den Schriftquellen der Zeit etwa zwischen 1357 und 1400 auf Nachrichten über Bauaktivitäten stossen, brauchen diese keineswegs zwingend vom Erdbeben ausgelöst worden zu sein. Wahrscheinlich hat in Basel das Ereignis von 1356 die allgemeine Bautätigkeit beschleunigt und intensiviert, indem in den Jahren nach 1356 die unumgängliche Behebung von Brand- und Erdbebenschäden in Verbindung mit ohnehin vorgesehenen Umbauten, Aufstockungen oder sonstigen Veränderungen vorgenommen wurde.⁸⁷

Einige Nachrichten enthalten wertvolle Hinweise über das allgemeine Zerstörungswerk des Bebens. Die oben zitierte Stelle im «Roten Buch» weist ausdrücklich auf die Schäden an Türmen und Steinhäusern durch die Erdstösse hin und betont dann aber die verheerenden Folgen des Brandes für die Vielzahl der Häuser. Dass durch das acht-tägige Feuer grösseres Unheil angerichtet worden sei als durch das Beben, wird auch anderweitig überliefert. Eine aufschlussreiche Detailinformation liefern uns die sogenannten «Kleineren Basler Annalen», deren Text zum Jahr 1356 hervorhebt, dass die oberen Partien mehrgeschossiger Häuser strassenweise gegeneinandergestürzt seien, während die unteren Teile unversehrt blieben.⁸⁸

Einzelnachrichten über zerstörte Gebäude liegen nur wenige vor, und sie lassen offen, ob die Flammen oder die Erdstösse die Verwüstung verursacht haben. Sicher bezeugt sind schwere Schäden am bischöflichen Hofe in Kleinbasel, am Standort des späteren Kartäuserklosters. Ferner wird der Einsturz eines Turmes beim Kloster St. Alban erwähnt, desgleichen die Zerstörung jenes Hauses an der Rittergasse, das Jahre zuvor Königin Agnes, der Witwe des ermordeten Königs Albrecht I., gehört hatte. Die Urkunden lassen noch auf schwere Schäden an einigen weiteren Häusern schliessen, so müssen etwa der Hof der Schaler am Rheinsprung, das Basler Kaufhaus, ein Haus in der Vorstadt St. Johann oder der Weisse Turm am unteren Ende der Freien Strasse mehr oder weniger gelitten haben.⁸⁹

Die Gesamtheit all dieser urkundlichen Hinweise auf Erdbebenschäden ergibt noch kein klares Bild über das Ausmass der Katastrophe. Einige Bauuntersuchungen liefern wertvolle Ergänzungen. So lassen sich Spuren von Erdbebenschäden am Stiftsgebäude von St. Leonhard (heute Lohnhof) und vor allem in der Häusergruppe Gerbergasse 71, 73 und 75 nachweisen, wo die mehrphasige Bausubstanz eindeutig auf Instandstellungsarbeiten um 1360 schliessen lässt.⁹⁰

Ähnlich verhält es sich mit einem Befund in Kleinbasel, von der Liegenschaft Greifengasse 4.⁹¹ Hier erbrachten die Bauuntersuchungen den Nachweis der Wiederherstellung nach einem Brand, die Dendrodaten der Balken gehören aber in den Winter 1354/55, was beweist, dass hier die Schäden des Kleinbasler Stadtbrandes von 1354 und nicht des Erdbebens von 1356 behoben werden sollten. Hier schliesst sich die generelle Feststellung an, dass in Kleinbasel schriftliche Nachrichten und bauanalytische Untersuchungsergebnisse über Baumassnahmen in der Zeit um 1360 sowohl mit dem Stadtbrand als auch mit dem Erdbeben in Verbindung gebracht werden können. Die Frage, in welchem Zustand sich dies brandversehrte «Mindere Basel» im Erdbebenjahr 1356 befunden hat, ist wohl kaum zu beantworten.

Als sicher kann indessen gelten, dass in Kleinbasel manche Gebäude sowohl den Brand als auch das Erdbeben heil überstanden haben. Dies gilt, wie die Dendrodaten der

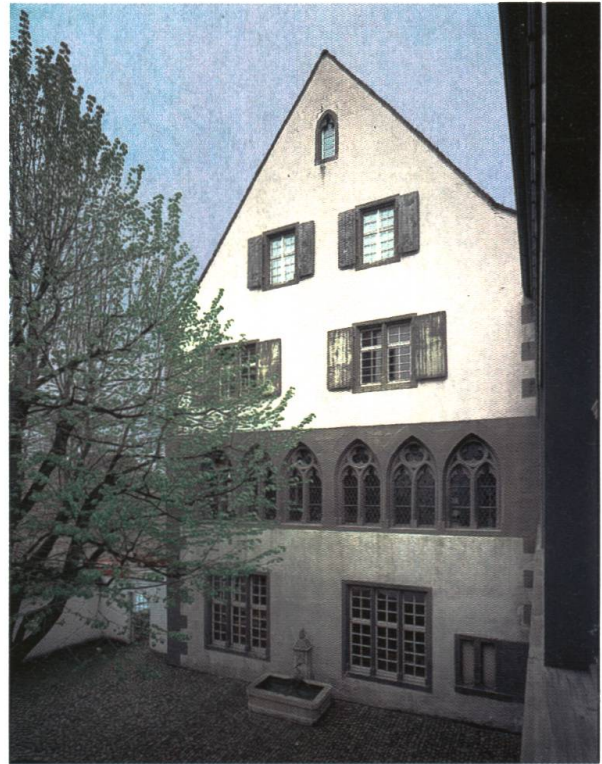


Abb. 19:
Schönes Haus, Basel (Nadelberg 6). Das repräsentative Gebäude stammt aus der Zeit um 1270 und hat das Erdbeben weitgehend überstanden.

Dachstühle beweisen, für die Kirche und das Refektorium des Klosters Klingental. Auch in Grossbasel müssen viele Wohn- und Wirtschaftsbauten vom Erdbeben weitgehend verschont worden sein. Dies trifft etwa auf das Schöne Haus am Nadelberg zu, dessen repräsentative Innenausstattung aus dem 13. Jahrhundert noch heute erhalten ist, ferner auf die – wohl in Fachwerk errichtete – Scheune des Steinenklosters sowie auf die alte Synagoge der ersten, 1349 vernichteten Judengemeinde.⁹² Bei manchen Häusern dürfte nur der Dachstock ausgebrannt sein, während die steinernen Mauern standhielten. Mindestens bis ins erste Obergeschoss hinauf ist das Seraphinshaus (Heuberg 20) erhalten geblieben, zeigen seine Innenwände doch Malereien aus der Zeit um 1300.⁹³

Obgleich insgesamt manche Häuser und Wirtschaftsbauten höchstens leichte Schäden davongetragen zu haben scheinen, war die Stadt nach dem Beben und dem Brand zunächst unbewohnbar. Auf den Gassen türmte sich Schutt und versperrte den Zugang zu minder beschädigten Gebäuden. Die Wasserversorgung war gestört, jeden Moment konnten beschädigte Mauern einstürzen, gewaltbereite Plünderer machten die rauchende Stadt unsicher.⁹⁴

Fast wie ein Wunder mutet es an, dass die Basler Rheinbrücke mit ihren teils hölzernen, teils aus Stein gemauerten Jochen offenbar nichts abbekommen hatte, enthalten doch sämtliche Schriftquellen nicht die geringsten Hinweise auf eine Beschädigung.⁹⁵ Diese schicksalshafte Verschonung der Rheinbrücke bildet zweifelsfrei eine wichtige Voraussetzung für den Wiederaufbau der Stadt in den folgenden Jahren.

Zerstörungen in der Region

Der Umkreis des Bebens

Die Chroniktexte äussern sich über die Ausdehnung des Bebens nur ungenau. Das Rote Buch von Basel nennt einen Umkreis von *vier milen* (gegen 30 km), in dem alle Kirchen und Burgen zerfallen seien.⁹⁶ In der Klingenberger Chronik wird der Zerfall aller Kirchen zwischen Basel und Neuenburg am Rhein gemeldet. Spätere Autoren äussern sich noch unbestimmter. Erst der gründlich arbeitende Wurstisen kommt in seiner Basler Chronik wieder auf die Zahl von vier Meilen zurück.

Auch wenn, wie noch genauer auszuführen ist, die Identifizierung und Lokalisierung der von mehreren Chronisten als zerstört gemeldeten Burgen in Einzelfällen unsicher bleibt, lässt sich die Ausdehnung des Bebens doch am sichersten durch die Kartierung der namentlich aufgeführten Burgen ermitteln. Das demnach gebildete Oval misst in der von Westen nach Osten ausgerichteten Längsachse ungefähr 85 km und wird begrenzt durch Münstral im Westen und Kienberg im Osten, während die kürzere Querachse mit einer Länge von 45 km durch Landser im Norden und Delémont/Delsberg im Süden bestimmt wird. Basel – dies sei hier nebenbei vermerkt – befindet sich weder in den Brennpunkten noch im Zentrum des Ovals. Seine Fläche liegt aber innerhalb der Isoleisten, die von den Experten mit der Intensität IX und VIII angegeben werden.⁹⁷

Diese Region, genaugenommen eine verzogene Ellipse, entspricht in ihrer Ausdehnung allerdings nicht dem vollständigen Verbreitungsbereich der Erdbebenschäden. Der Berner Chronist Conrad Justinger hält um 1420 fest, das Basler Beben habe in Bern die Gewölbe und die Wendeltreppe der Pfarrkirche zum Einsturz und die Häuser ins Wanken gebracht.⁹⁸ Nach einer isolierten Nachricht sollen in Solothurn die zwei Glockentürme der St. Ursenkirche eingestürzt sein.⁹⁹ Welche Bauschäden, die aus den Jahren nach 1356 überliefert oder nachgewiesen sind, tatsächlich mit dem Erdbeben von Basel in Verbindung gebracht werden dürfen, bleibt der genauen Überprüfung in jedem Einzelfall vorbehalten. Die Nachricht, dass auch Villach in Kärnten zerstört worden sei, beruht jedenfalls auf einem Irrtum. Villach ist bereits 1348 durch ein Erdbeben heimgesucht worden. Möglicherweise reichten die Schäden tatsächlich bis nach Dijon und Beaune in Burgund sowie nach Rothenburg ob der Tauber und ins Moseltal bis nach Trier. Wie vorsichtig man mit Einzelnachrichten und mit nicht genau datierten Befunden umzugehen hat, zeigt das Beispiel der Grasburg im Berner Schwarzenburgerland:¹⁰⁰ Für die Zeit um 1360 werden zwar umfangreiche Bauarbeiten vermerkt, die teilweise durch einen Sturmwind verursacht worden sind, von Erdbebenschäden ist aber erst 1363/65 die Rede, so dass ein Zusammenhang mit dem grossen Basler Beben nicht als erwiesen gelten kann, denn kleinere, lokale Beben, die am Oberbau einer Burg Schaden anrichten, gibt es bekanntlich im Voralpengebiet immer wieder. Man wird sich jedenfalls davor hüten müssen, alle Reparaturen und Baumassnahmen, die sich in einem grösseren Umkreis um Basel für die Zeit von 1360 feststellen lassen, gleich auf das Erdbeben um 1356 zurückzuführen und womöglich noch aufgrund solcher unsicheren Angaben die Stärke des Bebens nach einer modernen Skala berechnen zu wollen.

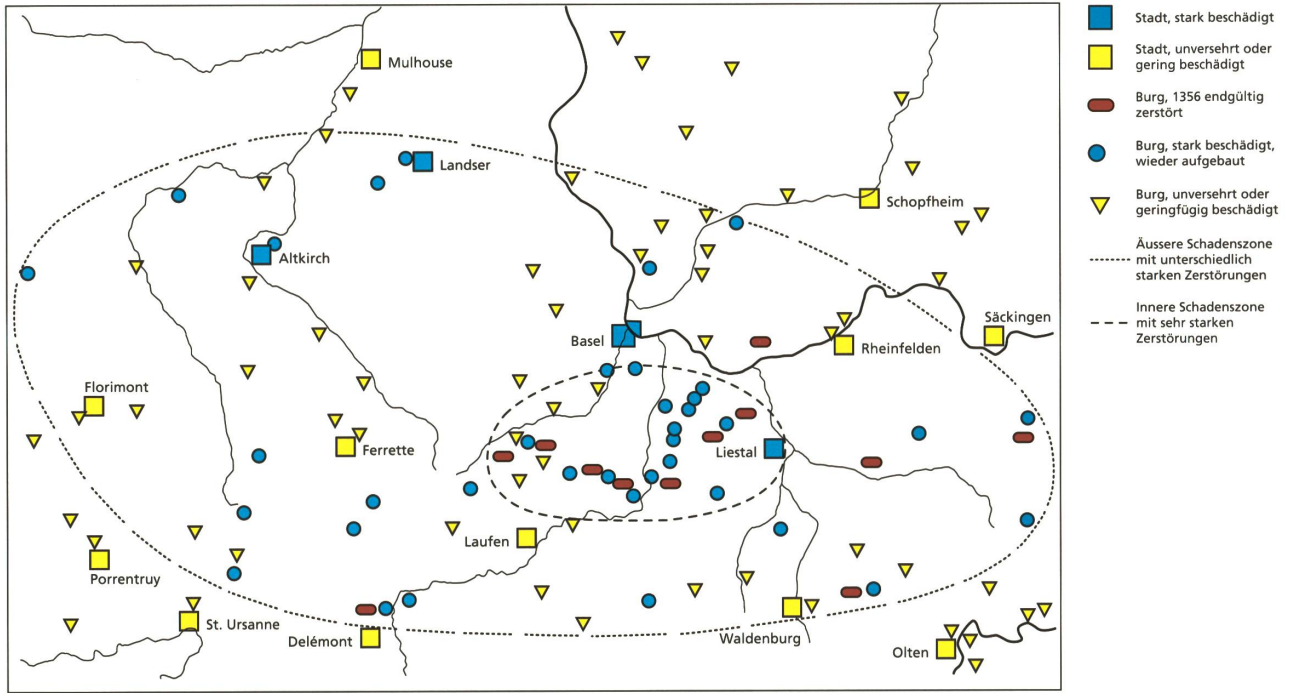


Abb. 20:
Karte der Erdbebenschäden in der Region Basel,
zusammengestellt nach schriftlichen und archäolo-
gischen Zeugnissen.

Ein Blick auf die Karte mit den Burgen in der Region zeigt nicht nur das erwähnte Oval auf, sondern lässt auch einen besonders intensiven Zerstörungsgrad im Raume des Gempenplateaus und des östlichen Blauennordfusses erkennen. In diesem Bereich von etwa 15 km Durchmesser sind nach den Angaben der Chronisten sämtliche Burgen, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts existierten, zerstört worden, während sich in den anderen Zonen des Ovals die als zerfallen gemeldeten Festen mit unbeschädigten Anlagen abwechseln. Die Annahme, dass das eigentliche Zentrum des Bebens in diesem Raum zu suchen ist, der durch Muttenz, Liestal, Büren, Grellingen und Therwil begrenzt wird, liegt wohl auf der Hand.

Während uns die beschädigten Burgen – einschliesslich kleiner Städte wie Liestal oder Altkirch – mit Namen bekannt sind, fehlen uns genaue Angaben über die Schäden an Kirchen, Klöstern und bäuerlichen Siedlungen. Im Hinblick auf die Vielzahl von Dörfern, Weilern und Einzelhöfen in der Region fällt es sehr schwer, den vom Erdbeben angerichteten Schaden in seinem vollen Ausmass abzuschätzen.

Die Burgen

Widersprüche in der Überlieferung

Leider bleiben uns die von den Chronisten zusammengestellten Listen der erdbebenzerstörten Burgen zwei wesentliche Informationen schuldig: Einmal schweigen sie sich über die Frage aus, welche Burgen wieder aufgebaut worden sind (worauf später ausführlicher einzutreten ist), und zweitens übermitteln sie uns keine Angaben über das tatsächliche Ausmass der angerichteten Schäden.

Der bekannte Holzschnitt in Wurstisens Basler Chronik suggeriert uns, die Stadt sei 1356 wie ein Kartenhaus zusammengestürzt, was analoge Vorstellungen über die Zerstörung der Burgen in Basels Umgebung wecken könnte. So weiss im 19. Jahrhundert Pfarrer Lenggenhager über Pfeffingen zu berichten:¹⁰¹ *Unter schrecklichem Knallen borsteten die Mauern.*

Allen hinterher erdachten, sagenhaft ausgeschmückten Schreckensszenarien zum Trotz haben wir anzunehmen, dass sich die Erdstösse auf den einzelnen Burgen sehr unterschiedlich ausgewirkt haben. Viele Anlagen, deren Zerstörung schriftlich überliefert und deren Wiederherstellung und Weiterbenützung erwiesen ist, weisen einen Baubestand auf, der jedenfalls vor 1356 zurückreicht, erinnert sei hier bloss an Binningen, Birseck, Landskron, Reichenstein, Neu-Schauenburg oder Wildenstein. Diese Burgen können 1356 nicht völlig zerfallen sein.¹⁰²

Es gibt auch manche Burganlagen, die im Erdbeben schwerste Schäden erlitten haben, anschliessend wieder aufgebaut worden sind und sich heute trotzdem nur noch als Burgstellen mit geringen oder gar keinen Mauerresten präsentieren.¹⁰³ Deren Zerstörung beziehungsweise Abtragung muss im Zuge späterer Ereignisse erfolgt sein: Fürstenstein wurde 1411 und Blochmont 1448 von den Baslern geschleift. Kienberg wurde im 16. Jahrhundert aufgegeben und als Steinbruch ausgebeutet, das gleiche widerfuhr der Feste Münchenstein im 19. Jahrhundert, und die Ruinen der bis ins 17. Jahrhundert bewohnten Burg

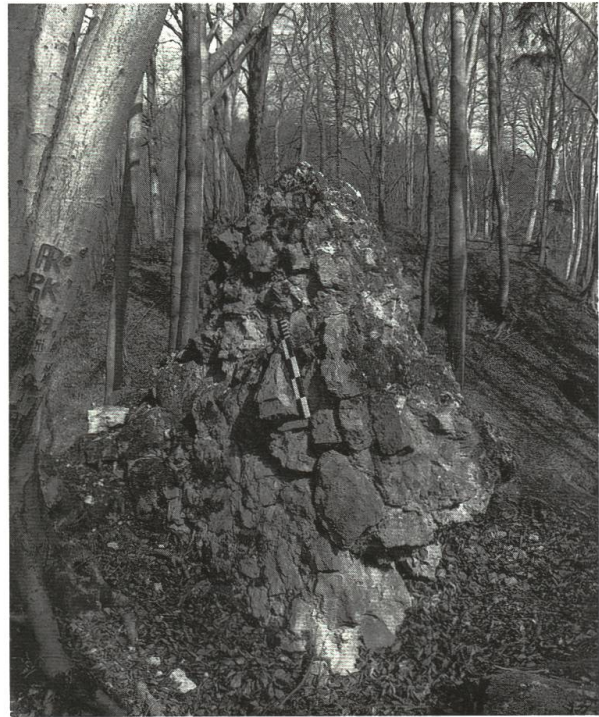


Abb. 21:
Burgstelle Hertenberg, Gemeinde Herten D, südliche Anlage. Abgestürzter Mauerblock. Die Stellung des Massstabes entspricht der ursprünglichen, horizontalen Lagerung des Mauerwerks.

von Altkirch fielen im 19. Jahrhundert dem Bau einer Kirche zum Opfer. Vom heutigen Erhaltungs- beziehungsweise Zerfallszustand einer Burg her lässt sich somit kaum direkt auf die Auswirkungen des Erdbebens von 1356 schliessen. Der irrige Gedanke, die in der Umgebung Basels sichtbaren Burgruinen seien samt und sonders im Erdbeben zerfallen, scheint schon am Ausgang des Mittelalters verbreitet gewesen zu sein. So hält im späten 15. Jahrhundert Felix Faber in seiner *Descriptio Sueviae* fest, im Erdbeben seien in der Diözese Basel 46 Burgen zerfallen, von denen der grössere Teil noch immer in Trümmern liege (*quarum maior pars adhuc in ruinis est*).¹⁰⁴ Dieser Aussage liegt ein Missverständnis zugrunde, denn im Laufe des späteren 14. und 15. Jahrhunderts sind verschiedene Burgen preisgegeben und dem Zerfall überlassen oder – wie Fürstenstein, Blauenstein, Neuenstein und Istein – in Kriegen zerstört worden, nachdem sie das Erdbeben überstanden hatten.

Auf einzelnen Anlagen ist ersichtlich, dass das Erdbeben fürchterlich gewütet und ganze Gebäude zum Einsturz gebracht haben muss. Dies trifft etwa – wie später noch eingehender zu behandeln ist – auf Hertenberg und Madeln zu. Im Falle von Aesch/Bärenfels hat sich sogar der Fels, auf dem sich die Burg erhob, vertikal gespaltet und in Sturzblöcke aufgelöst, so dass die ganze, gegen Südwesten ausgerichtete Längsseite der Anlage wegbrach und abstürzte.

Derart spektakuläre Zerstörungen haben freilich eher als Ausnahmen zu gelten. Mehrheitlich dürften die oberen Partien hochragender Mauern und Türme gelitten haben, vor allem werden Zinnen und Erker abgestürzt sein. Vielleicht sind – wie etwa im Falle



Abb. 22:
Burgruine Vorder-Wartenberg, östliche Ringmauer.
Rechts grosse Flickstelle aus kleineren Steinen, ver-
mutlich nach 1356. Weitere Flickstellen modern.

von Angenstein – ganze Wände und Ecken von Gebäuden weggebrochen, auch Dächer mögen nachgegeben haben. Keinesfalls müssen die Erdstösse überall den Einsturz von Bauten oder Gebäudeteilen bewirkt haben. Manche Mauern oder Türme standen nach dem Abklingen der Erdstösse vielleicht noch aufrecht, waren aber so beschädigt, dass sie wegen Einsturzgefahr aufgegeben oder – wenn man sie weiterhin benötigte – abgetragen und neu aufgeführt werden mussten. Über Brände, wie sie für die Stadt Basel als Folge des Bebens bezeugt sind, ist bei den Burgen nichts bekannt.

Zu vermuten bleibt, dass in manchen Fällen die Burgsassen noch Zeit fanden, die wertvollste Habe ins Freie zu retten, oder dass sie hinterher in die einsturzgefährdeten Räume vordrangen, um möglichst viel bewegliches Gut zu bergen. Vielleicht hat man auf Burgen, die aufgegeben wurden, zu einem späteren Zeitpunkt den Schutt nach wertvollen Gegenständen durchwühlt, woran sich sowohl die Burgbesitzer mit ihrem Gesinde als auch unberechtigte Plünderer beteiligt haben mögen. Es fällt jedenfalls auf, wie noch zu zeigen ist, dass bei Grabungen auf erdbebenzerstörten Burgen keinesfalls der komplette ritterliche Hausrat zum Vorschein kommen muss.

Identifizierungsprobleme

Die Nachrichten über die Zerstörung von Burgen in Basels Umgebung durch das Erdbeben von 1356 entstammen fast ausschliesslich den bereits angesprochenen Namenslisten, die in mehreren Chronikwerken überliefert sind.¹⁰⁵ Bemerkenswert, dass auch in Texten, die unabhängig voneinander entstanden sein dürften, übereinstimmend die Zahl von insgesamt 60 zerstörten Burgen genannt wird und dass diese Zahl – sie entspricht dem Fünffachen des im Mittelalter geläufigen Mengenbegriffs des Dutzends – in etwa dem Total der von den Chronisten mit Namen aufgeführten Anlagen entspricht. Wir dürfen deshalb davon ausgehen, dass alle erdbebenzerstörten Burgen durch die Schriftquellen erfasst sind und dass jene Anlagen, die in den Listen nicht enthalten sind, keine oder bloss unbedeutende Schäden erlitten haben.¹⁰⁶

Dieser vermeintlich einfachen Sachlage zum Trotz erheben sich in konkreten Einzelfällen aber doch erhebliche Probleme bezüglich der Lokalisierung und Identifizierung. Auffallenderweise lassen sich die Zerstörungslisten in den Chroniken nicht vollständig zur Deckung bringen. Dass beispielsweise auch die Burg Ramstein 1356 zerfallen sei, wird erst im 16. Jahrhundert durch den Chronisten Christian Wurstisen überliefert. Wie glaubhaft ist eine so späte, isolierte Nachricht? Oder ein anderes Beispiel: Übereinstimmend finden sich in den Listen, die Vollständigkeit anstreben, die Burgnamen Homberg und Thierstein. Es besteht kein Anlass, an der Zerstörung zweier Burgen dieses Namens durch das Erdbeben zu zweifeln. Welche Anlagen waren aber gemeint? Die beiden Festen Alt-Thierstein und Alt-Homberg im Fricktal oder Neu-Homberg bei Läuelfingen und Neu-Thierstein bei Büsserach? Solange diese und ähnliche Fragen nicht sicher geklärt sind, können wir keine komplette, hieb- und stichfeste Liste der erdbebenzerstörten Burgen zusammenstellen.

Gewiss liegen die Dinge im allgemeinen einfach. An der Identifizierung und Lokalisierung der Löwenburg, der Farnsburg, der drei Burgen auf dem Wartenberg oder der Burgen Angenstein, Birseck und Reichenstein, um nur ein paar Beispiele zu nennen, gibt es nichts zu rütteln. Wie aber sieht es mit den Standorten der zwei Landskronburgen aus? Die eine Anlage, eine imposante Ruine mit viel Mauerwerk aus dem 16. und 17. Jahrhundert, ist allgemein bekannt. Von der zweiten Anlage, die nach 1356 offenbar nicht mehr aufgebaut worden ist, sind nur ganz wenige, schwer zugängliche Reste erhalten, weshalb über den Standort lange Zeit gerätselt und Unsinn verbreitet worden ist.¹⁰⁷

Ähnlich verhält es sich mit den beiden Festen Schauenburg. Während sich die eine Anlage noch heute als malerische Ruine darbietet, galt die andere Anlage als verschollen und wurde an allen denkbaren Stellen vermutet, nur nicht an ihrem wirklichen Standort, auf dem «Chleiflüeli» südwestlich der Schauenburgfluh. Ausgrabungen haben in diesem Fall die umstrittene Frage der Lokalisierung gelöst. Archäologische Funde und Befunde (auf die später zurückzukommen ist) haben auch die bereits angedeutete Frage nach der Identifizierung der erdbebenzerstörten Festen Thierstein und Homberg zu Gunsten der beiden Anlagen im Fricktal beantwortet.

Während in diesen Fällen die Bodenforschung Unklarheiten in der schriftlichen Überlieferung zu beseitigen vermochte, hat im folgenden Beispiel die Archäologie einem vermeintlich klaren Sachverhalt die Grundlage entzogen: Es galt lange Zeit als unbestritten, dass mit der in fast allen Listen aufgeführten Feste Frohburg der Stammsitz des gleich-



Abb. 23:
Burgruine Frohberg (Tschöpperli), Gemeinde Aesch,
Haupttrakt, mit Erdbebenschutt gefüllt.

namigen Grafengeschlechtes am Erlimoos ob Trimbach gemeint sei. Die zwischen 1973 und 1977 durchgeführten Ausgrabungen haben aber den schlüssigen Nachweis erbracht, dass die Burg spätestens um 1320 verlassen war und das Erdbeben höchstens noch eine Ruine hätte zu Fall bringen können. Dieser archäologische Befund zwingt uns, die Frohburg anderswo zu suchen.¹⁰⁸ Da die fragliche Anlage in der Liste der gut informierten Basler Chronik aus dem frühen 15. Jahrhundert zusammen mit Schalberg und Fürstenstein genannt wird, drängt es sich auf, sie mit der heute unter dem nachmittelalterlichen Namen *Tschäpperli* oder *Tschöpperli* bekannten Burgstelle zu identifizieren. Denn bei dieser Anlage muss es sich um jene Burg Frohberg handeln, die im 13. und 14. Jahrhundert einem Zweig der Familie Schaler gehörte, deren Hauptsitz, die Burg Schalberg, sich nur 500 m weiter südöstlich erhob.¹⁰⁹

Einfachere Identifizierungsprobleme liegen vor, wenn sich in einzelne Listen offensichtliche Lese- oder Schreibfehler eingeschlichen haben. Eine Basler Chronik aus dem frühen 15. Jahrhundert macht aus Löwenberg ein Landenberg, bei Schodoler (um 1525) wird Reichenstein zu Achenstein, bei Eberhard Müller Binningen zu Bünningen. Das wiederholt genannte, fremdartig klingende Sengür ist wohl mit Saugern/*Sogron* (franz. Soyhières) bei Delémont zu identifizieren. Leicht aufzuhebende Schreibfehler finden sich vor allem in den späten Aufzeichnungen von Schodoler, Stumpf und Tschudi.

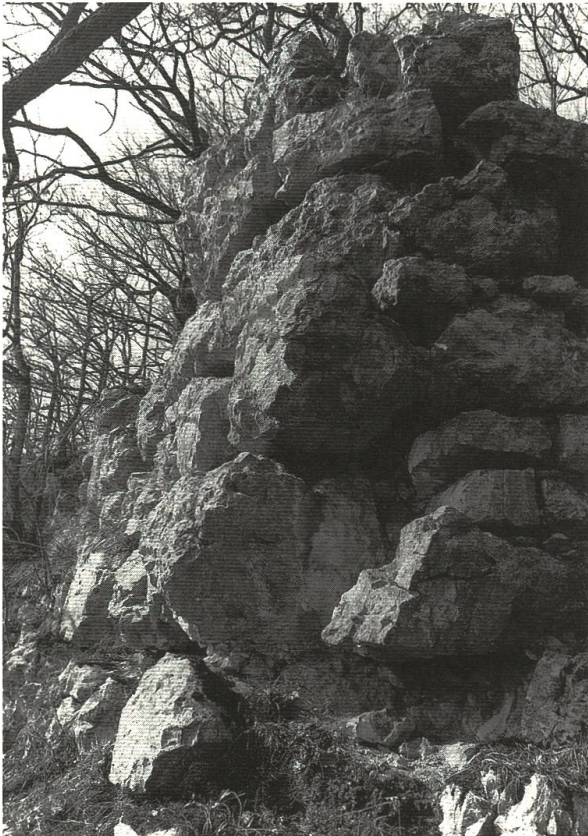


Abb. 24:
Burgstelle Alt-Landskron, Gemeinden Leymen F/
Hofstetten, letzte Mauerreste der 1356 endgültig
zerstörten Burg.

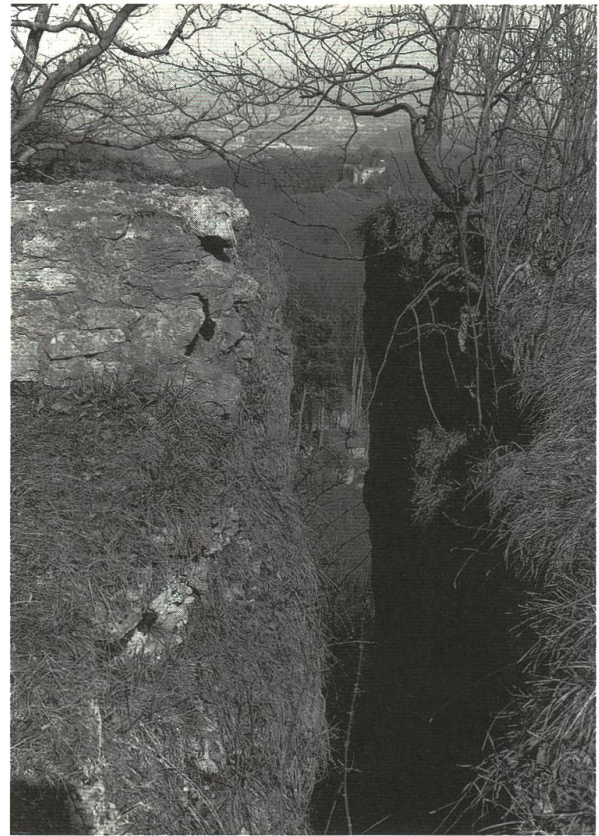


Abb. 25:
Burgruine Alt-Schauenburg, Gemeinde Frenken-
dorf, Blick durch einen schon vor 1356 bestehenden
Felspalt auf die Burgruine Neu-Schauenburg.

Letzterer nennt zudem als einziger zwei Schönenberg. Nun gab es tatsächlich eine Burg dieses Namens, nämlich eine sehr ausgedehnte Anlage auf dem Felsgrat westlich Biederthal/Burg. Da Tschudi aber von zwei Burgen dieses Namens spricht und die beiden Festen Schauenburg nicht erwähnt, ist anzunehmen, dass wir in seinen beiden Schönenberg eine Verschreibung aus Schauenburg vor uns haben.

Was haben wir uns unter den beiden Burgen Delsberg vorzustellen, die in fast allen Listen genannt werden? Dass die beiden Anlagen, die heute unter dem Namen Vorburg/Vorbouurg bekannt sind, im Mittelalter Delsberg hiessen, ist bekannt.¹¹⁰ Die Frage ist nur, ob die beiden, einander unmittelbar benachbarten Baukörper als zwei Burgen gegolten haben. Denkbar ist auch, dass mit der einen Anlage die Bergfeste mit einem oberen und einem unteren Teil gemeint war, mit der zweiten jedoch die Burg, die mit dem Städtchen Delsberg verbunden war. Wurstisen scheint diese Interpretation in Betracht gezogen zu haben. Denn er ersetzt in seiner Liste die zwei Delsberg durch *Telschberg* und Vorburg.¹¹¹ Solange keine archäologischen Befunde über das Baukonzept der Wehranlage auf dem Felsgrat von Vorbourg vorliegen, ist die Frage nicht endgültig zu entscheiden.

Ähnliches trifft auf den Burgnamen Bärenfels zu, der erst in den späten Listen von Stumpf, Tschudi und Wurstisen auftritt. Letzterem war offensichtlich bekannt, dass die drei Aeschburgen, die 1356 zerstört worden waren, später nach den neuen Besitzern

Bärenfels genannt wurden, weshalb er aus seiner Liste den Namen *Dry Esche* folgerichtig gestrichen und durch Bärenfels ersetzt hat. Die beiden anderen Autoren nennen aber sowohl die Aeschburgen als auch Bärenfels, was aber wohl auf deren Unkenntnis zurückzuführen ist, denn die andere, in Betracht fallende Burg Bärenfels im oberen Wehratal, am Rande des Hotzenwaldes, lag deutlich ausserhalb des Schadensareals.¹¹²

Unklar bleibt schliesslich auch, welche zwei Burgen bei Eptingen vom Erdbeben zerstört worden sind. Nach unserem derzeitigen Kenntnisstand erhoben sich um Eptingen sechs Burganlagen von unterschiedlichem Gründungs- und Abgangsdatum. Archäologisch genau untersucht ist nur die Grottenburg Riedfluh, die bereits um 1200 verlassen worden ist. Sondierungen auf der nordöstlichen Renggenburg belegen eine kurze Benützungszeit im 3. Viertel des 13. Jahrhunderts. Diese beiden Anlagen fallen für eine Erdbebenzerstörung somit ausser Betracht. Es bleiben noch die mittlere Renggenburg sowie Alt- und Neu-Wildeptingen auf der rechten Talseite übrig. Ohne archäologische Abklärung ist eine sichere Zuweisung nicht möglich. Als gewiss kann lediglich gelten, dass Neu-Wildeptingen, auch Witwald genannt, noch bis ins 15. Jahrhundert hinein bewohnt war. Dies lässt den Schluss zu, dass diese Anlage, falls sie mit einer der beiden erdbebenzerstörten Burgen zu identifizieren ist, sich wieder aus den Trümmern erhoben hat.¹¹³

Schliesslich bleiben noch ein paar Meldungen über angeblich zerstörte Burgen übrig, die sich nicht lokalisieren lassen, da die betreffenden Burgnamen gänzlich unbekannt sind und sich auch bei grosszügiger Auslegung der Orthographie mit keiner bekannten Burg in Beziehung setzen lassen. Allenfalls könnte Hertwiler als Verschreibung aus Heidwiler gedeutet werden, woran schon Wurstisen gedacht zu haben scheint. Die Namen Büttingen, Bietikon und Waldkirch bleiben gänzlich rätselhaft. Es fällt immerhin auf, dass sie keine typischen Burgnamen auf -eck, -stein, -fels oder -berg/-burg verkörpern, sondern eher dem Bildungsprinzip früh- und hochmittelalterlicher Dorf- oder Hof-siedlungen folgen. Dies lässt die Vermutung zu, es handle sich bei den betreffenden Anlagen um dorfnaher Weiherhäuser, die zu abgegangenen Siedlungen gehörten, von denen es im Sundgau bekanntlich eine ansehnliche Zahl gab.

Zusammenfassend könnten wir festhalten, dass die meisten der in den Zerstörungslisten der Chronisten genannten Burganlagen identifizierbar und lokalisierbar sind und für die unklaren Fälle wenigstens plausible Deutungsvorschläge gemacht werden können.

Nicht zerstörte Burgen

Innerhalb des rund auf 85 auf 45 km messenden Ovals, in dem die 1356 durch das Erdbeben zerstörten Burgen liegen – soweit sie lokalisierbar sind –, erhoben sich im Mittelalter zahlreiche weitere Festen, von denen keinerlei Erdbebenschäden gemeldet werden. Nicht wenige von diesen waren gemäss der schriftlichen Überlieferung, in bestimmten Fällen auch laut Aussage der archäologischen Befunde, schon längst vor 1300 verlassen und im Zerfall begriffen; genannt seien etwa Altenberg, Ödenburg, Riedfluh, Mittel-Birseck, Zunzgen, Bännlifels oder die Burgmotten¹¹⁴ im Sundgau. Bei einigen Anlagen ist erwiesen oder wenigstens zu vermuten, dass sie zu Beginn des 14. Jahrhunderts, im Zuge des in der Regio einsetzenden «Burgensterbens» verlassen worden sind und 1356 bereits im Zerfall begriffen waren. Dies gilt etwa für Scheidegg, Frohburg, Gutenfels, Hilsenstein, Rifenstein oder Schönenberg. Auf all diese Burganlagen, die um 1350 nicht mehr bewohnt



Abb. 26:
Burg Reichenstein, Gemeinde Arlesheim,
Ausschnitt aus dem Dornacher Schlachtholzchnitt
von 1499. Die obere Burg zeigt deutlich Spuren
der Verwahrlosung.

waren, braucht im Rahmen dieser Untersuchung über das Erdbeben nicht eingegangen zu werden, so wenig wie über die erst um 1400 errichteten Weiherhäuser wie Klybeck, Inzlingen oder Fröscheneegg.

Nach Ausklammerung der Burgen und Schlösser, die 1356 nicht mehr bestanden oder noch gar nicht erbaut waren, bleiben aber immer noch recht viele Anlagen übrig, die zum Zeitpunkt der Katastrophe mit Sicherheit bewohnt waren, jedoch offenbar kaum oder überhaupt nicht beschädigt worden sind, so dass sie in den historiographischen Aufzeichnungen keine Aufnahme fanden. Es fehlen in den Namenslisten der Chronisten wichtige Anlagen wie Pfirt/Ferrette, Rötteln oder der Stein zu Rheinfeldern, die als Herrschaftszentren so bedeutend waren, dass die Vermutung, die betreffenden Burgen seien übersehen worden oder die Chronisten hätten keine Nachricht erhalten, als abwegig zu verwerfen ist. Es fällt auch auf, dass manche Anlagen nicht als zerstört gemeldet werden, in deren unmittelbarer Umgebung sich Burgen erhoben, die vom Erdbeben offenbar stark mitgenommen worden sind. So zerfielen auf dem Höhenzug südlich Leymen die zwei Landskronburgen, von der am westlichen Ende des gleichen Felsgrates gelegenen Feste Rinegg liegen jedoch keine Schadensmeldungen vor. Desgleichen vernehmen wir, dass Hasenburg/Asuel zerstört worden sei, über Folgen auf der nahen Burg Pleujouse schweigen sich

die Chronisten aus. Im unteren Leimental wird Binningen als zerstört gemeldet, vom nahen Weiherhaus Bottmingen erfahren wir nichts. Seltsam auch, dass – wie erwähnt – von der Grossburg Rötteln nicht die Rede ist, wohl aber die Zerstörung des benachbarten Weiherhauses zu Brombach bezeugt wird.

Weitere Burganlagen, die im Falle einer Zerstörung von den Chronisten kaum übersehen worden wären, erhoben sich im Umfeld des Blauens, so etwa die Inselburg Zwingen in der Birsniederung, ferner Blauenstein, Rotberg und Sternenberg. Der Zerstörung dürften auch Ramstein und Neuenstein entgangen sein, erscheinen die Namen dieser beiden Burgen doch erst sehr spät in stark überarbeiteten und kaum mehr authentischen Listen.

Wenn wir, wie oben ausgeführt, die von den Chronisten als zerstört gemeldete Burg Thierstein mit Alt-Thierstein im Fricktal identifizieren, muss auch (Neu-)Thierstein bei Büsserach, ursprünglich Bello geheissen, vom Erdbeben verschont geblieben sein. Auf rechtsrheinischem Gebiet ist in der Rheinebene das Weiherhaus Ötlingen¹¹⁵ zerfallen, die Doppelburg Istein auf schmalen Felsgrat über der Rheinebene hat dagegen keine nennenswerten Schäden erlitten.

Schwierig ist es, die Zahl der beschädigten bzw. unversehrt gebliebenen Weiherhäuser im Sundgau abzuschätzen, da wir über deren Erbauungszeit – vor oder nach 1356? – nur sehr mangelhaft orientiert sind.

Wenn wir davon ausgehen, dass auch jene innerhalb des «Schadensovals» gelegenen Burgen, die von den Chronisten nicht als zerstört gemeldet werden, einige Schäden abbekommen haben, die Reparaturarbeiten erforderlich machten, dürfen wir vermuten, dass durch das Beben auch Burgen in der weiteren Umgebung, ausserhalb des Schadensovals, einiges abgekriegt haben, so etwa Neu-Homburg, Waldenburg, Alt- und Neu-Falkenstein, Alt- und Neu-Bechburg, St. Ursanne, Florimont/Blumenberg oder Sausenberg.

Auch wenn wegen Lücken in der schriftlichen Überlieferung und Unzulänglichkeiten im archäologischen Forschungsstand die genaue Zahl der 1356 unversehrt gebliebenen oder nur wenig beschädigten Burgen nicht ermittelt werden kann, lässt sich doch grob abschätzen, dass den etwa 60 zerstörten Burgen rund 35 stehengebliebene Anlagen entgegengestellt werden können. Die Frage allerdings, unter welchen Voraussetzungen und Kriterien die einen Burgen zerstört worden und die anderen – vielleicht unmittelbar benachbarten – verschont geblieben sind, lässt sich kaum beantworten. In Einzelfällen könnte eine äusserst massive Bauweise den Einsturz verhindert haben. Dies mag beispielsweise für den Stein von Rheinfeldern zutreffen, dessen Donjon so massiv gemauert war, dass er 1445 von der Basler Belagerungsartillerie kaum zu Fall gebracht werden konnte.¹¹⁶

Ob und inwiefern sich am 18. Oktober 1356 der geologische Untergrund so unterschiedlich bewegt hat, dass die einen Burgen zerfallen und die anderen verschont geblieben sind, müsste in jedem Einzelfall abgeklärt werden.

Beobachtungen am aufgehenden Mauerwerk

Man könnte erwarten, die Erdstösse des Bebens von 1356 hätten am Mauerwerk der rund 60 als zerstört gemeldeten Burgen gut sichtbare Spuren hinterlassen. Solche nachzuweisen fällt indessen gar nicht leicht. Manche Anlagen – wir erinnern etwa an Büren/Sternenfels, an die Eptinger Burgen, an Alt-Landskron, Münchsberg oder Waldeck – sind derart stark zerfallen und abgetragen, dass aus dem Boden nur noch wenige Mauern ragen,



Abb. 27:

Burgstelle Aesch-Bärenfels, ältester Teil. Reste einer in den Fels gehauenen Treppe. Rechts Felsabbruch, vermutlich durch das Erdbeben verursacht.

die kaum die baulichen Zusammenhänge erahnen, geschweige denn schlüssig Erdbebenschäden erkennen lassen. Andere Burgen, deren Zerstörung durch das Beben bezeugt ist, die man aber wiederhergestellt hat, weisen weder Flickstellen noch neu aufgeführte Bauten auf, die mit dem Erdbeben in Zusammenhang gebracht werden können. Dies gilt beispielsweise für Binningen, Burg/Biederthal oder Wildenstein sowie für die gut erhaltenen Ruinen von Vorbourg oder Gilgenberg und für den Hauptturm von Landskron. Bei Gilgenberg ist denkbar, dass der auf einer isolierten Felszinne südlich der Hauptburg errichtete, urkundlich im 14. und 15. Jahrhundert wiederholt bezeugte Turm 1356 zerfallen und aufgegeben worden ist.¹¹⁷

Insgesamt bleibt von den 60 erdbebenzerstörten Burgen nur eine kleine Gruppe von zehn Anlagen übrig, an deren Baubestand mögliche Hinweise auf Schäden von 1356 festgestellt werden können. (Auf die archäologischen, durch Grabungen ermittelten Befunde ist erst im nächsten Abschnitt einzutreten.)

Eindeutig ist die verheerende Wirkung des Bebens auf der Burgstelle Hertenberg zu erkennen.¹¹⁸ Die Anlage besteht aus zwei Teilen, die durch einen mächtigen Halsgraben voneinander getrennt sind. Im Burgareal südlich dieses Grabens liegen kreuz und quer umgekippte Mauerblöcke herum, die auf den kompletten Einsturz des Gebäudekomplexes als Folge der Erdstöße schliessen lassen. Sondierungen auf dem nördlichen Areal haben den Nachweis erbracht, dass im Mauerschutt ebenfalls solche abgestürzte Blöcke liegen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass diese Burg durch das Erdbeben gründlich und endgültig zerstört worden ist.

Ebenso eindeutige, wenn auch anders geartete Spuren des Bebens finden sich auf Aesch/Bärenfels.¹¹⁹ Die Anlage bestand, wie die Schriftquellen bezeugen und die erhaltenen Mauerreste bestätigen, aus drei Baukomplexen, der «alten, mittleren und neuen Burg» (*castrum antiquum, medium et novum*). Hier scheint als Folge des Bebens die ganze Südfront der Anlage abgestürzt zu sein, weil sich offenbar der Fels, auf dem die Burg stand, vertikal gespalten hat und weggebrochen ist. Besonders deutlich ist dieser Vorgang auf dem Areal der Alten Burg zu beobachten, wo die künstlich in den Fels gehauenen Stufen der Mauerfundamente und einer Treppe gegen Süden über dem Abgrund ins Leere laufen. Hier dürfte sich 1356 etwas Ähnliches abgespielt haben wie auf der Schauenburgflue, wo durch das Wegbrechen des Felsens die Ecke einer römischen Tempelanlage in die Tiefe gerissen wurde.¹²⁰

Gleichermaßen deutliche Spuren des Bebens sind sonst auf den Burgen in Basels Umgebung nicht zu beobachten. Auf Schalberg liegen widersprüchliche Befunde vor.¹²¹ Einerseits stecken im Mauerschutt der Hauptburg ähnliche, wenn auch kleinere Mauerblöcke wie auf Hertenberg, andererseits zeigen sich in der südlichen Ringmauer Hinweise auf einen vermauerten Austritt und eine reparierte Bresche, was auf eine Wiederherstellung der Burg nach dem Beben hindeuten könnte. Aber hat man im Areal einer noch beziehungsweise wieder bewohnten Burg derartige hinderliche Mauerblöcke einfach liegen gelassen? Ohne gründliche Grabungen ist die Frage nicht zu beantworten. Zumal auch die Schriftquellen nicht eindeutig zu erkennen geben, ob Schalberg nach 1356 wieder aufgebaut worden ist.

Noch grössere Deutungsschwierigkeiten liegen auf den Wartenbergburgen ob Muttenz vor, vor allem weil im 20. Jahrhundert diese drei imposanten Ruinen ohne archäologische Dokumentation und bauanalytische Untersuchung «restauriert» worden sind, wodurch der originale Mauerbestand auf der mittleren und hinteren Burg vollständig, auf der vorderen Burg grossenteils dermassen verfremdet worden ist, dass heute wissenschaftlich tragfähige Beobachtungen höchstens noch an wenigen Stellen möglich sind.¹²² So zum Beispiel an der noch hoch aufragenden südöstlichen Ringmauer der vorderen Burg. Hier zeichnet sich – obgleich durch moderne Eingriffe verwischt – eine grössere, nachträglich in ganz anderer Mauertechnik geschlossene Bresche ab, die mit aller Vorsicht als Reparaturmassnahme nach erdbebenbedingten Schäden gedeutet werden kann. Unsystematisch gesammelte Keramikfragmente belegen, dass die Burg Vorder-Wartenberg, oder mindestens ein Teil der weitläufigen Anlage, bis in die 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts bewohnt worden ist.

Am Mauerwerk der beiden anderen Wartenbergburgen sind überhaupt keine Beobachtungen mehr möglich. Vom mächtigen Wohnturm der mittleren Burg existieren aber noch einige Photographien, die den Bau im unverfälschten Zustand der Zeit um 1900 zeigen. Das Mauerwerk weist schwere Schäden in Form von schrägen und vertikalen Rissen auf, die als Folge des Erdbebens von 1356 gedeutet werden. Nun liegen aber einige Keramikfunde vor, die eindeutig beweisen, dass der Wohnturm noch bis nach 1400 benutzt worden ist, was allerdings schwer mit den um 1900 noch sichtbaren Rissen im Mauerwerk vereinbar ist. Vielleicht sind diese erst später, nach der Auflassung der Burg entstanden, möglicherweise als Folge der Zerstörung des Eckverbandes zur Gewinnung von Sandsteinquadern.

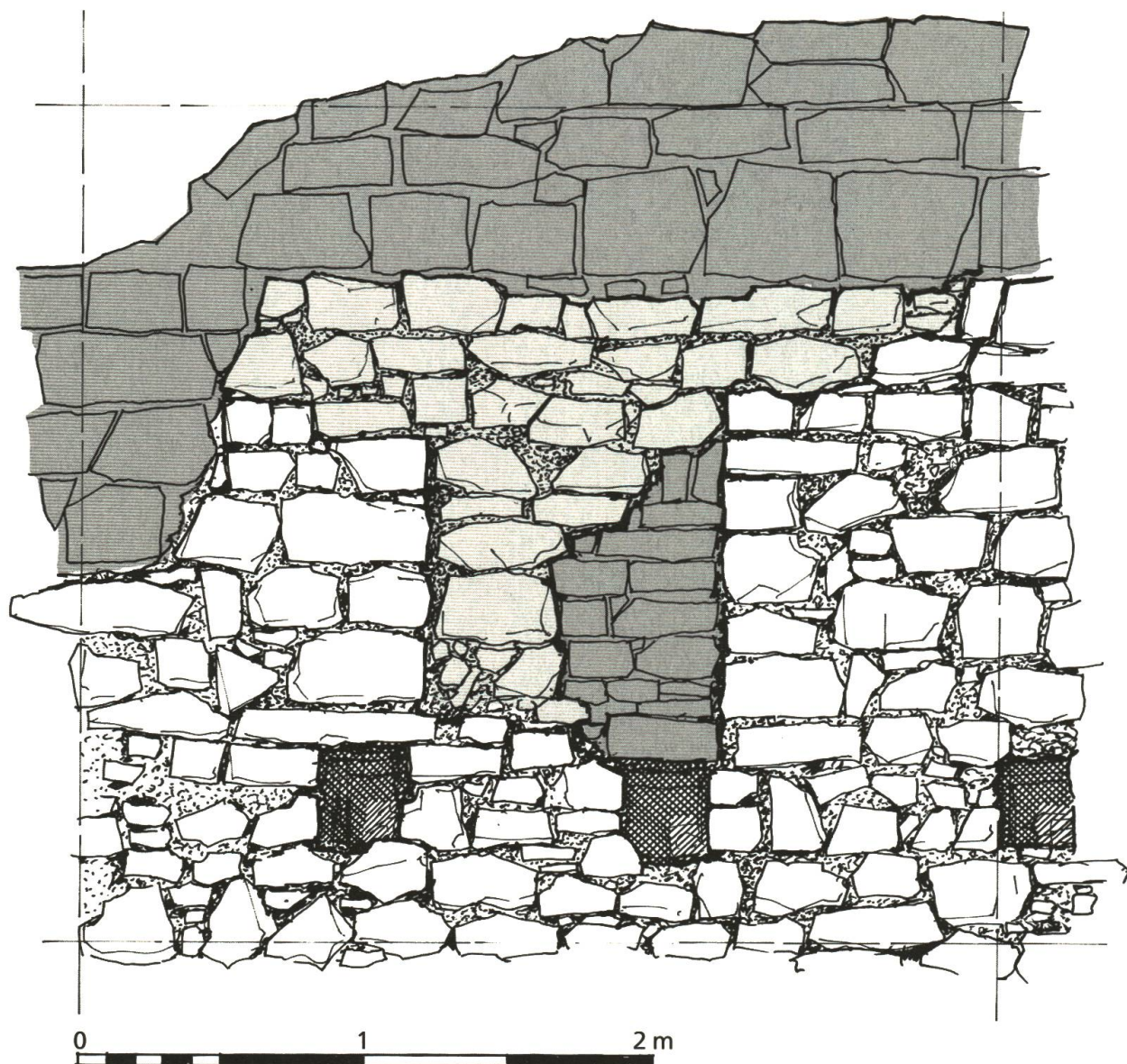


Abb. 28: Burgruine Schalberg, Gemeinde Pfeffingen, steingerechte Zeichnung einer Flickstelle in der südlichen Ringmauer. Vermauerung eines Austrittes, vermutlich nach dem Erdbeben. Weiss: Mauerwerk 13. Jahrhundert; heller Raster: Ausflickarbeiten nach 1356; dunkler Raster: Ruinensanierung 1975.

Ebenfalls auf unsicherem Boden bewegen wir uns auf der ehemaligen Ruine Reichenstein, die um 1932/33 in späthistoristischer Manier mit viel Geld und wenig Sachverstand neu aufgebaut worden ist.¹²³ Die vom Erdbeben angerichteten Schäden – in den Schriftquellen ebenso sicher bezeugt wie die Wiederherstellung und Weiterbenützung – lassen sich nicht mehr bestimmen. Eine realistische Abbildung aus dem Spätmittelalter, der sogenannte Dornacher Schlachtholzchnitt von 1499, zeigt die Burg in unterschiedlichem Zustand. Der obere Bau weist deutliche Spuren des Verfalls auf, während sich der



Abb. 29:
Klusertal bei Aesch, alte Terrassenmauer im Rebge-
lände, aufgeführt aus Steinen der nahen, im Erdbe-
ben zerfallenen Burgen.

untere, jüngere Trakt in gutem, bewohnbarem Zustand befindet. Es stellt sich die Frage, ob dieser jüngere Bau nach 1356 errichtet worden sein könnte, als komfortabler Ersatz für den erdbebengeschädigten Altbau. Dass hochmittelalterliche Wohntürme im Spätmittelalter als Behausung aufgegeben und der Verwahrlosung überlassen werden, ist freilich auch anderweitig, ausserhalb der Erdbebenproblematik, belegt. Leider ist die hier für Reichenstein nur als Hypothese vorgetragene Frage nicht mehr zu beantworten, da die unseligen Baumassnahmen von 1932/33 alle archäologisch aufschlussreichen Spuren zerstört haben.

Neueste Bauuntersuchungen im Zuge einer Ruinensanierung haben auf Birs-eck den Nachweis von ausgeflickten, vertikalen Rissen im Mauerwerk erbracht, die durch das Erdbeben von 1356 entstanden sein könnten.¹²⁴

Ein interessantes Problem bietet sich auf der Burgruine Pfeffingen dar.¹²⁵ Der gewaltige Wohnturm mit seinem unregelmässig-bizarren Grundriss wird allgemein ins 13. Jahrhundert datiert, was zu den typologisch vergleichbaren Bauten von Reichenstein, Rifenstein, Hilsenstein, Pfirt oder Gilgenberg passt. Das Mauerwerk am Pfeffinger Wohnturm enthält, vor allem in den unteren Partien der Nordwand, schön gearbeitete Buckelquader als Spolien in Zweit- (oder Dritt-?) Verwendung. Die Datierung des markanten Baues ins 13. Jahrhundert kann nicht fallengelassen werden, doch ist die Möglichkeit auch nicht auszuschliessen, dass wir einen – allenfalls nur teilweisen – Neubau aus der Zeit nach

1356 vor uns haben. Vielleicht könnten Dendroproben (nach denen in den oberen Geschossen noch gesucht werden müsste) genauere Angaben vermitteln.

Auf Angenstein haben Bauuntersuchungen den Nachweis erbracht, dass die ganze Westfassade des imposanten viereckigen Wohnturms 1356 eingestürzt oder so beschädigt worden ist, dass sie niedergelegt werden musste.¹²⁶ Sie wurde im Zuge der Wiederherstellung der Burg komplett neu aufgebaut, wobei der Baukörper seine ursprüngliche Form beibehielt.

Der Befund von Angenstein, dem eine sorgfältige und gründliche Bauanalyse (als Vorbereitung einer denkmalpflegerischen Sanierung) zugrunde liegt, zeigt deutlich auf, dass es für schlüssige Aussagen über Erdbebenschäden sowie deren Behebung einer genauen archäologischen Untersuchung am Einzelobjekt bedarf, deren Dokumentation die Ausgangsbasis für weiterführende Überlegungen bildet.

Archäologische Funde und Befunde

Eigentlich könnte erwartet werden, dass in der burgenarchäologisch sehr dicht untersuchten Umgebung Basels massenhaft Spuren des Erdbebens von 1356 zum Vorschein gekommen sein müssten. Die in Form von Altfundbeständen, Grabungsdokumentationen und publizierten Forschungsberichten vorliegenden Belege für die zerstörerische Wirkung des Erdbebens sind in ihrer Gesamtheit aber gar nicht so zahlreich und vor allem nicht unbedingt signifikant.

Dies zeigt sich etwa am Beispiel der kleinen, sorgfältig untersuchten und dokumentierten Anlage von Engenstein, gelegen auf einem schmalen Felskopf, ca. 150 m östlich der Ruine Schalberg.¹²⁷ Für diese Burg ist die Zerstörung durch das Erdbeben schriftlich eindeutig bezeugt. Die reichlich geborgene Keramikreihe bricht aber schon gegen 1300 ab, so dass angenommen werden muss, das Beben habe fünfzig Jahre später eine noch aufrechte, aber kaum mehr benützte Anlage zu Fall gebracht. Im Grabungsbefund fällt überdies auf, dass keine Reste von schlagartig eingestürzten Mauern beobachtet worden sind. Dies könnte mit der These erklärt werden, die Trümmer seien später – möglicherweise für den Wiederaufbau von Schalberg – abtransportiert worden. Auch die vielen Stützmauern der Rebberge im Klusertal sind offensichtlich grossenteils aus Steinen der benachbarten Burgruinen aufgeführt. Man kann diese Vermutung akzeptieren oder auch nicht, jedenfalls lassen Funde und Befunde von Engenstein keine Erdbebenzerstörung erkennen. Eine solche muss aus den Schriftquellen erschlossen werden.

Etwas deutlicher zeichnen sich die Umriss der Erdbebenwirkung auf Alt-Schauenburg ab.¹²⁸ Auch für diese kleine Burganlage ist die Zerstörung von 1356 schriftlich überliefert. Tatsächlich bricht die Fundreihe – vorwiegend Ofen- und Geschirrkernik – um 1350 ab. Allerdings fehlen kostbare, für Archäologen besonders attraktive Metallobjekte, wie sie nach einem plötzlichen Einsturz der Mauern unter den Schuttmassen zum Vorschein hätten kommen müssen. Auch am erhalten gebliebenen, allerdings stark abgetragenen Mauerwerk liessen sich keine signifikanten Erdbebenschäden feststellen. Die markante, tiefe Spalte, die den Burgfelsen der Länge nach zerteilt, bestand, wie die ihn überspannenden Mauern verraten, schon vor dem Bau der Burg.

Dieser Befund ist vermutlich so zu interpretieren, dass die Burganlage 1356 so schwer beschädigt worden ist, dass sie aufgegeben werden musste. Doch stand der Bau



Abb. 30:
 Burgruine Löwenburg, Gemeinde Pleigne,
 Inneres der Hauptburg. Spuren der Umgestaltung
 nach 1356.
 Rechts erneuerter Backofen, links stehengelassener
 Teil des runden Hauptturmes.



Abb. 31:
 Burgstelle Waldeck, Gemeinde Leymen F,
 in den Fels gehauener Raum, um 1880 freigelegt.
 Unter dem Schutt kamen zahlreiche Funde aus
 der Zeit vor 1356 zum Vorschein.

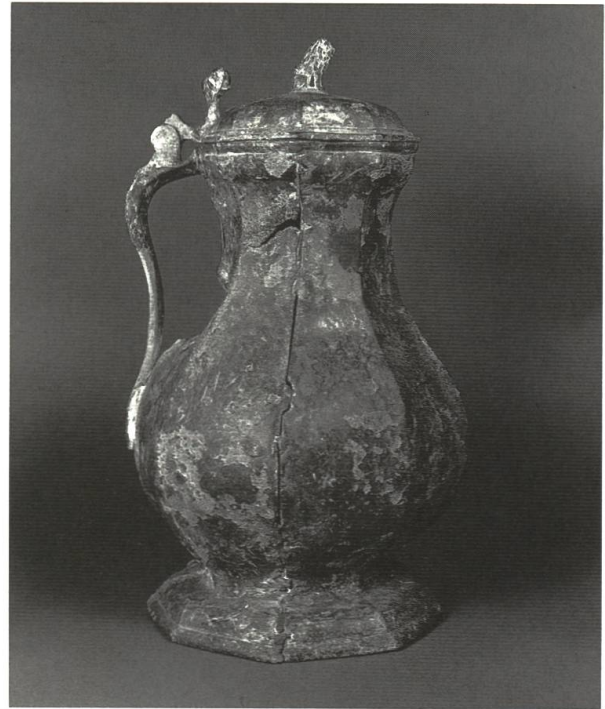


Abb. 32:
Zinnkanne aus der 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts,
gefunden um 1880 auf der Burgstelle Alt-Homberg
im Fricktal, Gemeinde Wittnau.

noch aufrecht, und man konnte, bevor er endgültig einstürzte, die wertvollste Habe ins Freie retten.

Ähnliches ist vermutlich auch für Bischofstein anzunehmen.¹²⁹ Die Burg ist in mehreren Grabungsperioden zwischen 1891 und 1938 freigelegt worden, wobei man – wenigstens zeitweise – sorgfältig auf die Funde achtete, der Dokumentation von Stratigraphie und Mauerwerk aber nicht jene Beachtung schenkte, die dem heutigen Standard entspricht. Von Bischofstein liegen zahlreiche Kleinfunde vor: Ofen- und Geschirrkераmik, Bein, Glas, Eisen- und Buntmetallobjekte bilden eine breite Palette. Die Objekte verteilen sich auf die gesamte Benützungszeit der Burg, also auf die anderthalb Jahrhunderte zwischen ca. 1200 und 1350. Das Erdbeben von 1356 kann somit als zeitlicher Endpunkt der Bewohnung gelten, obwohl sich ein signifikanter Zerstörungshorizont weder im Fundspektrum noch in der Stratigraphie abzeichnet. Immerhin sieht es danach aus, als ob 1356 zwei Kachelöfen, von denen der eine erst kurz zuvor erbaut worden war, zerstört worden seien.

Trotz der Reichhaltigkeit der Bischofsteiner Funde, welche diejenige von Alt-Schauenburg weit übertrifft, vermisst man doch hervorragende, kostbare Einzelstücke, einmal abgesehen von einer komplett erhaltenen Saufeder, einer eher seltenen Messingpfanne oder einem hübschen Vorhängeschloss. Die Vermutung, man habe auf Bischofstein – wie auf Alt-Schauenburg – den wertvollsten Hausrat noch vor dem Einsturz der Burg in Sicherheit bringen können, oder aber man habe hinterher den Schutthaufen nach Wertobjekten durchwühlt, ist nicht von der Hand zu weisen.



Abb. 33



Abb. 34



Abb. 35



Abb. 37



Abb. 36

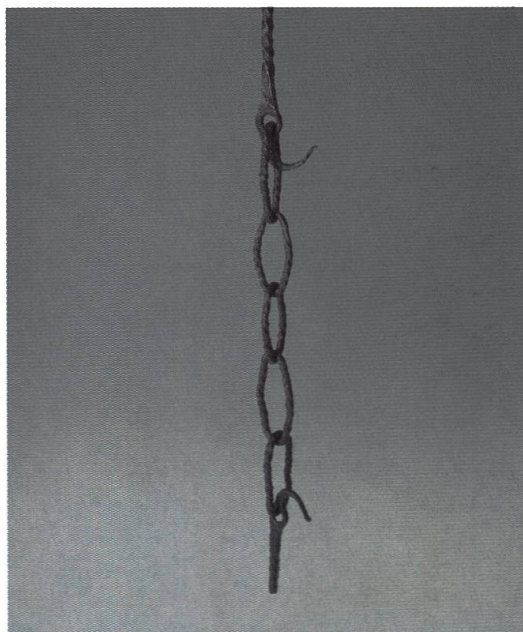


Abb. 38

Abb. 33–38:
Funde aus der 1356 zerstörten Burg Waldeck.
Gemeinde Leymen F. 33: Kochkessel aus getriebenen Kupfer, Durchmesser ca. 50 cm (Bügel moderne Ergänzung). 34: Kleines Zinngefäß, vielleicht Hohlmass, mit eingraviertem Wappen der Familie

Vitztum von Basel, die 1356 Inhaber der Burg waren. 35: Turnierkrönlein, Höhe ca. 9 cm (dreizackige Spitze einer Turnierlanze). 36: Schlüssel. 37: Fragmente eines aus Bronze gegossenen Kochgefäßes (Grapen). 38: Herdkette mit Hakenstange zum Verstellen der Länge (Häli).

In den von den Chronisten überlieferten Aufzählungen der vom Erdbeben zerstörten Burgen figuriert auch – wenngleich zum Teil in entstellter Schreibweise – die *Löwenburg* im Lützelal.¹³⁰ Von dieser Burg ist allerdings bekannt, dass sie nach 1356 wiederhergestellt und erst 1526 dem Zerfall überlassen worden ist. Die Ausgrabungen erbrachten den überraschenden Nachweis einer ins späte 13. Jahrhundert zu datierenden, in der schriftlichen Überlieferung nicht erwähnten Brandkatastrophe. Man hat damals, so der Grabungsbefund, den gesamten Brandschutt durch das Tor der Hauptburg ins Freie geschafft und die nordöstliche Flanke des Burghügels hinuntergekippt. Über diesem Brandhorizont lagerte sich in den Halden rund um die Burg herum eine kompakte Müllschicht mit reichem Fundmaterial aus der Zeit zwischen dem späten 13. Jahrhundert und dem frühen 16. Jahrhundert. Also keine Spur von einer Erdbebenzerstörung aus dem Jahr 1356! Auch im Innern der Burg konnte kein Zerstörungshorizont aus der Mitte des 14. Jahrhunderts beobachtet werden. Die Analyse des aufgehenden Mauerwerks führte aber zur Feststellung, dass um 1350 der runde Hauptturm mit seinen drei Meter dicken Mauern schadhaft geworden, vielleicht sogar eingestürzt war, so dass man ihn abtragen musste und nur noch die mit dem Ringmauerverlauf bündige, äussere Hälfte stehen liess. Herabstürzende Trümmer mögen die nahe Zisterne beschädigt haben, so dass man sich zu deren Erneuerung entschloss. Diese beiden Baumassnahmen, Abtragung des offenbar einsturzgefährdeten Rundturms und Neukonstruktion der Zisterne, sind die einzigen Beobachtungen, die auf der Löwenburg mit dem Erdbeben in Verbindung gebracht werden können. Allerdings kann nicht ausgeschlossen werden, dass auch der monumentale Wohnbau in seinen obersten Partien Schaden genommen hat, doch sind diese Teile nicht mehr erhalten.

In den Listen der vom Erdbeben zerstörten Burgen finden sich auch die Namen Thierstein und Homberg. Es kann sich dabei nur um die Burgen dieses Namens im Fricktal handeln, nicht um Neu-Thierstein bei Büsserach und Neu-Homberg bei Läuelfingen. *Thierstein*, oder genauer *Alt-Thierstein* ob Gipf-Oberfrick, ist 1934/35 gründlich ausgegraben worden.¹³¹ Das Fundspektrum reicht vom frühen 11. bis ins 15. Jahrhundert, ein in die Mitte des 14. Jahrhunderts zu datierender Zerstörungshorizont konnte nicht beobachtet werden. Das über mehrere Felsstufen verteilte, in vielen Bauphasen erstellte Mauerwerk liess keine Bautätigkeit erkennen, die zwingend mit dem Erdbeben in Verbindung gebracht werden musste. Allerdings haben sich auf Alt-Thierstein nur die Fundamente und untersten zwei bis drei Meter des aufgehenden Mauerwerks erhalten, wo Spuren einer Erdbebenwirkung am wenigsten zu erwarten sind. Wir können deshalb davon ausgehen, dass auf Alt-Thierstein die Erdstösse nur Schäden am Oberbau angerichtet haben, die aber umgehend behoben worden sind – so mussten offensichtlich neue Öfen erstellt werden –, und dass kein archäologisch fassbarer Benützungsunterbruch eingetreten ist.

Von der benachbarten Feste Alt-Homberg ob Wittnau liegen weit dürftigere Informationen über Grabungsaktivitäten vor.¹³² 1882–84 sind Teile des weitläufigen Burgareals freigeschaufelt und grob vermessen worden, wobei eine Reihe höchst spektakulärer Funde gemacht worden ist. Ausser Bruchstücken von romanischer und gotischer Repräsentationsarchitektur fanden sich Schwerter und Schwertfragmente, komplett erhaltene Radsporen, mehrere Platten und Kannen aus Zinn sowie weitere Eisenobjekte. Solche Gegenstände – sie zählen bei Burggrabungen zu den Raritäten – müssen beim Einsturz



Abb. 39:
Topfhelm, gefunden im Erdbebenschutt der Burg
Madeln, Gemeinde Pratteln, Mitte 14. Jahrhundert.

der Burg im Stich gelassen und unter dem Schutt begraben worden sein. Offenbar ist man auch in späterer Zeit, als die Burg partiell noch benützt wurde und man wohl wiederholt den Schutt umlagerte, nicht auf sie gestossen. Objekte wie Schwerter oder Zinnkannen dürfen als Zeugen einer plötzlich eingetretenen Katastrophe gedeutet werden.

Als Relikte des Erdbebens von 1356 sind deshalb auch die im Historischen Museum Basel eingelagerten, 1881 erworbenen Funde von der Burg Waldeck im Leimental zu deuten.¹³³ Über die näheren Fundumstände fehlen Dokumente. Wir wissen auch nicht, ob sich im angebotenen Material ausser den Metallobjekten noch Gegenstände aus anderem Material – man denke an Keramik, Bein oder Glas – befunden haben und das Museum nur an den spektakulären Metallobjekten Interesse gezeigt hat oder ob die Ausgräber von vornherein nur auf die attraktiv scheinenden Stücke geachtet haben. Wie dem auch sei, trotz des Fehlens einer Grabungsdokumentation kann vor Ort die ungefähre Fundstelle noch bestimmt werden: In der nordöstlichen Partie der insgesamt vom Mauer-schutt überdeckten Hauptburg liegen zwei Räume bis auf den Felsgrund hinunter frei. Diese müssen von den Ausgräbern bei deren Suche nach Fundstücken leer geräumt worden sein. Die bei diesem Vorgehen – von archäologischer Wissenschaftlichkeit kann natürlich keine Rede sein – geborgenen Objekte bilden trotz ihrer Beschränkung auf Metallgegenstände einen erstaunlichen Fundkomplex. Dieser umfasst u.a. einen mächtigen, komplett erhaltenen Kupferkessel, zwei Turnierkrönlein, das Fragment eines Schwertes, um die 70 Pfeileisen und Armbrustbolzenspitzen, mehrere Radsporen, ein ganzes Sortiment von Schlüsseln, mehrere Zinngefässe, von denen eines, vielleicht ein kleines Hohlmass mit Deckel, das Wappen der Vitztum von Basel trägt, die im Unglücksjahr 1356 auf der Burg sassen. Weiter besteht der Fundkomplex aus Bruchstücken eines in Bronze gegossenen Dreifusstopfes, einer mächtigen Herdkette (Häli), diversen Gerätschaften wie

Messern, Sichel, Scheren oder Bohrern sowie weiteren, zum Teil nicht eindeutig identifizierbaren Eisenobjekten.

Wenn man bedenkt, dass dieser über 100 Nummern umfassende Komplex auf wenigen Quadratmetern zum Vorschein gekommen ist, lässt sich leicht ermessen, wie viel Material auf Waldeck noch unter dem bis anhin unberührten Schutt liegen muss. Es ist nur zu hoffen, dass sich keine kriminellen Raubgräber mit Metalldetektoren über die Ruine hermachen.

Die Funde von Waldeck entstammen sicher einem dem Erdbeben zuzuschreibenden Zerstörungshorizont, denn alle Objekte gehören, soweit sie typologisch bestimmbar sind, in die 1. Hälfte des 14. Jahrhunderts.

Dies gilt auch für die teilweise sensationellen Funde, die 1939/40 auf der Burg Madeln ob Pratteln gemacht worden sind.¹³⁴ Die Freilegung der Anlage wurde, wie das Datum verrät, durch Feldbefestigungsarbeiten ausgelöst, welche wegen des 2. Weltkrieges von einer militärischen Einheit auf dem Gipfel des Adlerberges, wo sich die Burgstelle befindet, ausgeführt werden mussten. Ohne wissenschaftliche Betreuung vor Ort haben die Soldaten in ihrer Freizeit auf dem Burgareal gegraben, zahlreiche Funde geborgen, doch keine ausreichende Dokumentation erstellt. Diese besteht aus «einigen flüchtigen Skizzen mit beschränktem Aussagewert», einem eher summarischen Gesamtplan (der nicht überprüft werden kann, da die freigelegten Flächen wieder zugeschüttet worden sind) sowie etwa 40 Photographien, deren Standorte dank eines Plans identifizierbar sind. Schmerzlich vermisst man das Fehlen steingerechter Zeichnungen und stratigraphischer Aufzeichnungen. Die Dürftigkeit dieser Dokumentation schränkt den wissenschaftlichen Aussagewert des Fundmaterials zwangsläufig ein, was umso bedauerlicher ist, als dieses eine ganze Anzahl hervorragender Stücke enthält. An erster Stelle sind die beiden Topfhelme zu nennen, die Madeln zu internationalem Ruf verholfen haben. Der eine stammt aus der Zeit etwa um 1300, der andere wohl aus der Zeit um 1320/30. Der Fundkomplex von Madeln enthält indessen noch weitere, eher seltene Objekte, so beispielsweise zwei Fuss- und Handschellen, zwei Spannhaken für Armbrüste, Spiesseisen, mehrere Steigbügel- und Trensenfragmente, mancherlei Eisengerät und vor allem einen prächtigen Zinnteller, auf dessen Boden das Wappentier der Burgherren, ein fliegender Adler, eingraviert ist. Geschirr- und Ofenkeramik ist im Fundgut eher untervertreten, dürfte aber während der Ausgrabungen auch kaum so sorgfältig gesammelt worden sein wie die spektakulären Metallobjekte.

Der Fundkomplex dürfte, auch wenn keine stratigraphische Bestätigung vorliegt, einem Zerstörungshorizont entstammen, über dem sich die Schuttmassen der eingestürzten Burganlage getürmt hatten. Unter den Grabungsphotos findet sich die Aufnahme eines hangabwärts gekippten, kompakten Mauerverbandes, was im Falle von Madeln klar auf die Zerstörung durch das Erdbeben hinweist. Im Unterschied zu den oben angesprochenen Befunden etwa von Alt-Schauenburg oder Bischofstein ist auf Madeln tatsächlich eine durch die Erdstöße zum Einsturz gebrachte Burganlage zum Vorschein gekommen. Schade nur, dass die Spuren dieses Zerstörungswerkes nur ungenügend dokumentiert worden sind.

Mit dieser Feststellung wird ein Forschungsdesiderat angesprochen. Es entspräche wirklich einem dringenden Forschungsbedürfnis, eine nachweislich durch das Erdbe-



Abb. 40:
Burgstelle Madeln, Gemeinde Pratteln,
verstärzter Mauerblock während der Ausgrabung.

ben von 1356 zerstörte, nachher nicht wieder aufgebaute Burganlage nach allen Regeln der Kunst, sprich gemäss dem derzeitigen Stand der Grabungs- und Dokumentationstechnik, archäologisch zu untersuchen. Gedacht werden könnte an Anlagen wie Aesch/Bärenfels, Münchsberg, Frohberg oder Waldeck. Dabei ginge es gar nicht in erster Linie um die zu erwartenden Funde im Zerstörungshorizont, sondern viel eher um die Dokumentation einer durch ein Erdbeben verursachten Zerstörung mit all ihren Auswirkungen auf das Mauerwerk, den Baugrund und das Umgelände.

Dörfer und Städte

Weder in den zeitgenössischen noch in den späteren Berichten über das Erdbeben finden sich Hinweise auf die Zerstörung von Dörfern und anderen ländlich-bäuerlichen Siedlungen. Als Erklärung für dieses auffallende Schweigen der Quellen könnte man ins Feld führen, die dem gehobenen Stadtbürgertum oder dem Adel nahestehenden Chronisten hätten sich kaum um das Los der von ihnen verachteten Bauern gekümmert und deshalb die Zerstörung von Dörfern nicht zur Kenntnis genommen. Doch ist dieser Erklärungsversuch kaum tragfähig. Denn abgesehen davon, dass durch die Vernichtung ganzer Dör-

fer auch der Adel und die Klöster, deren Ökonomie auf die Ablieferung der an Martini (11. November) fälligen Naturalsteuern angewiesen war, empfindlich geschädigt worden wären, hätte die Wiederherstellung der bäuerlichen Wohn- und Wirtschaftsbauten zu einem grossen Teil von den geistlichen und weltlichen Grundherren, in deren Schutz und Schirm die ländliche Untertanenbevölkerung stand, nachhaltig getragen werden müssen. Nennenswerte Schäden in den Dörfern hätten somit den adligen und geistlichen Grundherren empfindliche Einbussen gebracht und wären deshalb von den Chronisten sicher, wenn auch vielleicht nur pauschal, registriert worden. Deren Schweigen kann nur bedeuten, dass die bäuerlichen Heimstätten auf dem Lande, die Dörfer, Weiler und Einzelgehöfte, vom Erdbeben weitestgehend verschont geblieben sind.

Diese generelle Feststellung wird durch einen bemerkenswerten, offenbar anderslautenden archäologischen Befund im Gemeindebann von Arisdorf nur scheinbar in Frage gestellt.¹³⁵ In Schöffleten, einem Seitentälchen ca. 1,5 km südlich des Ortskerns von Arisdorf, erhob sich um 1300 ein gemauertes Haus, wohl zu einem herrschaftlichen Einzelgehöft gehörig. Dieses fand – nach Ausweis der datierbaren Kleinfunde, namentlich der Geschirr- und Ofenkeramik – bald nach 1350 seinen Untergang. Die Grabungsbefunde weisen aber auf eine Feuersbrunst hin, nicht auf ein Erdbeben. Da über die Siedlung keine Schriftquellen vorliegen, sind genauere Angaben über den Siedlungsplatz nicht möglich, als Beleg für ein erdbebenzerstörtes Anwesen kann der Grabungsbefund nicht gelten, auch wenn die brandbedingte Auflassung in die Zeit um 1356 fällt. Von Feuersbrünsten, die auf dem Lande in den Dörfern durch das Erdbeben hätten ausgelöst werden können, ist in den Schriftquellen nicht die Rede.

Dass 1356 die Erdstösse den bäuerlichen Wohnstätten in der Regio kaum geschadet haben, lässt sich leicht aus der damaligen Bauweise der Häuser auf dem Lande erklären. Wie wir von Abbildungen aus dem 16. und 17. Jahrhundert wissen, bildeten die erdbebenanfälligen Steinbauten in den Dörfern bis weit in die Neuzeit hinein die Ausnahme.¹³⁶ Üblich waren eher kleine Holz- und Fachwerkbauten, die als ausgesprochen erdbebensicher zu gelten haben, zumal wir uns die damaligen Bedachungen aus Stroh, allenfalls aus Schindeln, aber noch nicht aus Ziegeln vorzustellen haben, die beim Herunterfallen allerlei Unheil hätten anrichten können.

Dass die bäuerliche Bevölkerung in Basels Umgebung durch das Erdbeben kaum Schaden erlitten hat, dürfte als wesentliche Voraussetzung für die rasche Normalisierung der Tage und Wochen nach dem 18. Oktober zu betrachten sein. Denn da die ländlichen Bauten vom Erdbeben weitgehend verschont wurden, sind auch die Ernten der Vernichtung entgangen, so dass die Basler Bevölkerung, obgleich obdachlos geworden, doch nach kurzer Zeit mit den nötigsten Lebensmitteln versorgt werden konnte.

Wenig berichten die Schriftquellen über Zerstörungen in den Städtchen der Regio. Die Erwähnung von Villach in Kärnten beruht, wie schon erläutert, auf einem Missverständnis und ist hier nicht weiter zu untersuchen. Übereinstimmend erwähnt die historiographische Überlieferung Liestal jeweils am Anfang der namentlichen Aufzählung zerfallener Burgen. Die Nachricht über die Zerstörung Liestals ist als glaubwürdig zu akzeptieren, doch lässt sich über das Ausmass der Schäden kaum etwas Genaueres in Erfahrung bringen, nicht zuletzt deshalb, weil 1381 das Städtchen bei der Eroberung durch Herzog Leopold von Österreich durch eine Feuersbrunst zerstört worden ist.¹³⁷

Spuren von Reparaturen am Oberbau – etwa der Stadtbefestigung – wären somit schwer zu identifizieren und nur unter Vorbehalt dem Erdbeben zuzuschreiben. Erhaltene Bausubstanz aus der Zeit von 1356 zeigt aber, dass die Erdstösse keineswegs die ganze Stadt zum Einsturz gebracht haben können. So ist beispielsweise der sogenannte Wasserturm in der Südwestecke des Stadtareals, der aus dem 13. Jahrhundert stammt, erhalten geblieben und erst 1897 abgebrochen worden. Auch die Stadtkirche von Liestal dürfte 1356 nur Schäden am Oberbau erlitten haben. Eine archäologisch festgestellte Brandschicht scheint eher mit dem Kriegsereignis von 1381 als mit dem Erdbeben zusammenzuhängen, und das aufgehende Mauerwerk der Kirche enthält vorwiegend Bausubstanz aus der Zeit vor 1350.¹³⁸

Dass die bischöfliche Gründungsstadt Laufen durch das Erdbeben verwüstet worden sei, wird erst um 1525 von Werner Schodoler behauptet, offensichtlich handelt es sich um einen Lesefehler. Wie dem auch sei, die Nachricht verdient wenig Glauben, auch wenn Ausgrabungen den Nachweis erbracht haben, dass die Stadt – oder ein grosser Teil von ihr – um 1360 einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen ist. Die archäologischen Befunde sind eindeutig. Sie belegen für das Areal des nachmaligen Rathausplatzes die Zerstörung einer in Fachwerk errichteten Häuserzeile durch eine Feuersbrunst sowie den unmittelbar anschliessenden parzellenidentischen Wiederaufbau im 3. Viertel des 14. Jahrhunderts.¹³⁹

Im Hinblick auf die Häufigkeit von Stadtbränden im Mittelalter und deren vielfältige Ursachen lässt sich kein Zusammenhang zwischen der Laufener Feuersbrunst und dem Erdbeben nachweisen. Dies schliesst freilich die Möglichkeit nicht aus, dass 1356 Teile der Stadtmauer oder der ausserhalb der Stadt gelegenen Pfarrkirche Schaden genommen haben.

Im Bereich des Zerstörungsovals von 1356, d.h. innerhalb der Intensitätszone VIII und IX, liegen ausser Liestal und Laufen noch weitere Städte oder besser Städtchen, die durch das Erdbeben möglicherweise Schaden genommen haben. Direkte Aussagen fehlen allerdings. Immerhin ist denkbar, dass bei jenen Anlagen, die im Vorburgbereich einer als zerstört gemeldeten Burg angesiedelt waren, man denke etwa an Altkirch, Delsberg, Hasenburg oder Landser, auch die städtische Überbauung Schaden genommen hat, ohne dass dies von den Chronisten eigens vermerkt worden wäre. Immerhin fällt auf, dass nach 1356 die Siedlung Landser in den Schriftquellen nur noch als Dorf erscheint.¹⁴⁰ In diese Überlegungen ist auch Münchenstein einzubeziehen. Zur Burg, für 1356 als zerfallen überliefert, gehörte ein ummauertes Vorburgareal, in dem sich die alte Dorfsiedlung Geckingen ausdehnte. Erstmals wird diese Vorburg – sie umfasste eine Ringmauer mit zwei Tortürmen – 1360 urkundlich bezeugt.¹⁴¹ Ein Stadtrecht hat die ummauerte Dorfsiedlung Münchenstein nie erhalten, und ob die Vorburgbefestigung 1356 bereits bestanden hat, bleibt unsicher, auch wenn ein gewichtiges Argument dafür spricht: Die Burgherren, die Münch von Münchenstein, hatten nach dem Erdbeben enorme Leistungen für den Wiederaufbau ihrer Häuser in Basel, ihrer Kirchen und Burgen zu erbringen. Dass sie in dieser äusserst angespannten Situation auch noch eine zusätzliche Ringmauer um das Dorf herum errichtet haben könnten, bleibt doch sehr zweifelhaft. Die Vorburgbefestigung dürfte somit 1356 bereits bestanden haben und, falls sie beschädigt worden ist, anschliessend wie die Burg wieder repariert worden sein.

Schwer zu deuten ist das Fehlen von chronikalischen Nachrichten über allfällige Erdbebenschäden in Städten und Städtchen wie Mulhouse/Mülhausen, Rheinfelden und Säckingen, aber auch von Pfirt/Ferrette, Schopfheim, Florimont, Porrentruy, St. Ursanne und Waldenburg, die alle im Zerstörungsoval oder in dessen unmittelbarem Umfeld liegen. Für Mulhouse sind – ohne direkten Bezug zum Beben – erhöhte Bauaktivitäten für die Zeit nach 1356 überliefert.¹⁴² Grössere Zerstörungen, wie sie für Liestal bezeugt sind, scheinen in diesen städtischen Siedlungen nicht angerichtet worden zu sein, auch wenn davon ausgegangen werden muss, dass die Bewohner das Beben verspürt haben und kleinere Schäden an den Befestigungsanlagen und sonstigen anfälligen Bauten aufgetreten sind.

Kirchen und Klöster

Nach Aussage der Klingenberger Chronik sollen im Erdbeben von 1356 *alle die Kilchen, die zwüschent basel und nüwenburg warent*, zerfallen sein. Das «Rote Buch» von Basel meldet, *alle kilchen, bürge und vestinen, die umb diese stat bi vier meilen gelegent waren*, seien zerstört worden.¹⁴³ Während aber die beschädigten oder eingestürzten Burgen, wie oben dargelegt, von verschiedenen Chronisten namentlich aufgezählt werden, fehlen von den Kirchen und Klöstern rund um Basel entsprechende Listen. Lediglich für das Kloster Moutiers-Grandval/Münster-Granfelden wird eine Zerstörung ausdrücklich bezeugt, wobei sich die Quelle über das Ausmass der Schäden ausschweigt.¹⁴⁴

Die pauschale Nachricht, alle Kirchen «zwischen Basel und Neuenburg am Rhein» beziehungsweise in einem Umkreis von gut 30 km um Basel seien 1356 eingestürzt, ist jedenfalls mit Vorsicht aufzunehmen. Denn im Zerstörungsoval, wie es durch die Standorte der zerfallenen Burgen markiert wird, sowie an dessen äusserer Peripherie liegen mehrere Klosterkirchen, die ihre romanische Bausubstanz bis heute bewahrt haben und deshalb unmöglich 1356 eingestürzt sein können. Es handelt sich um die Anlagen von Feldbach, Ottmarsheim, Schöntal und St. Ursanne. Von anderen Klöstern, genannt seien etwa Olsberg, Säckingen, die Deutschordenskommende Beuggen, ferner Lützel, Kleinlützel, Bellelay und Beinwil, berichten die Schriftquellen – die mittelalterliche Bausubstanz ist höchstens in Resten erhalten – nichts über nennenswerte Schäden. Das bedeutet allerdings nicht, dass alle Kirchen in Basels Umgebung unversehrt geblieben seien und die Nachricht der Chronisten über die Zerstörung von Gotteshäusern reines Geflunker sei.

Was 1356 in vielen Fällen passiert sein könnte, zeigen die Befunde in der Pfarrkirche St. Arbogast in Muttenz.¹⁴⁵ Diese Kirche – die wehrhafte Ummauerung stammt erst aus dem frühen 15. Jahrhundert – ist durch die Erdstösse so stark beschädigt worden, dass Teile des Schiffes sowie die Gewölbe des Chores neu aufgeführt werden mussten. Dass diese Instandstellungsarbeiten nach dem Erdbeben erfolgt sein müssen, ergibt sich aus dem Schlussstein des erneuerten Chorgewölbes, auf dem das Allianzwapen Münch-Löwenberg zu sehen ist, was auf den mit Katharina von Löwenberg verheirateten Konrad Münch von Münchenstein genannt Hape (gest. 1378) als Bauherrn hinweist. Ob im Erdbeben auch der Glockenturm Schaden genommen hat, bleibt unsicher, denn dieser ist bis auf das Fun-

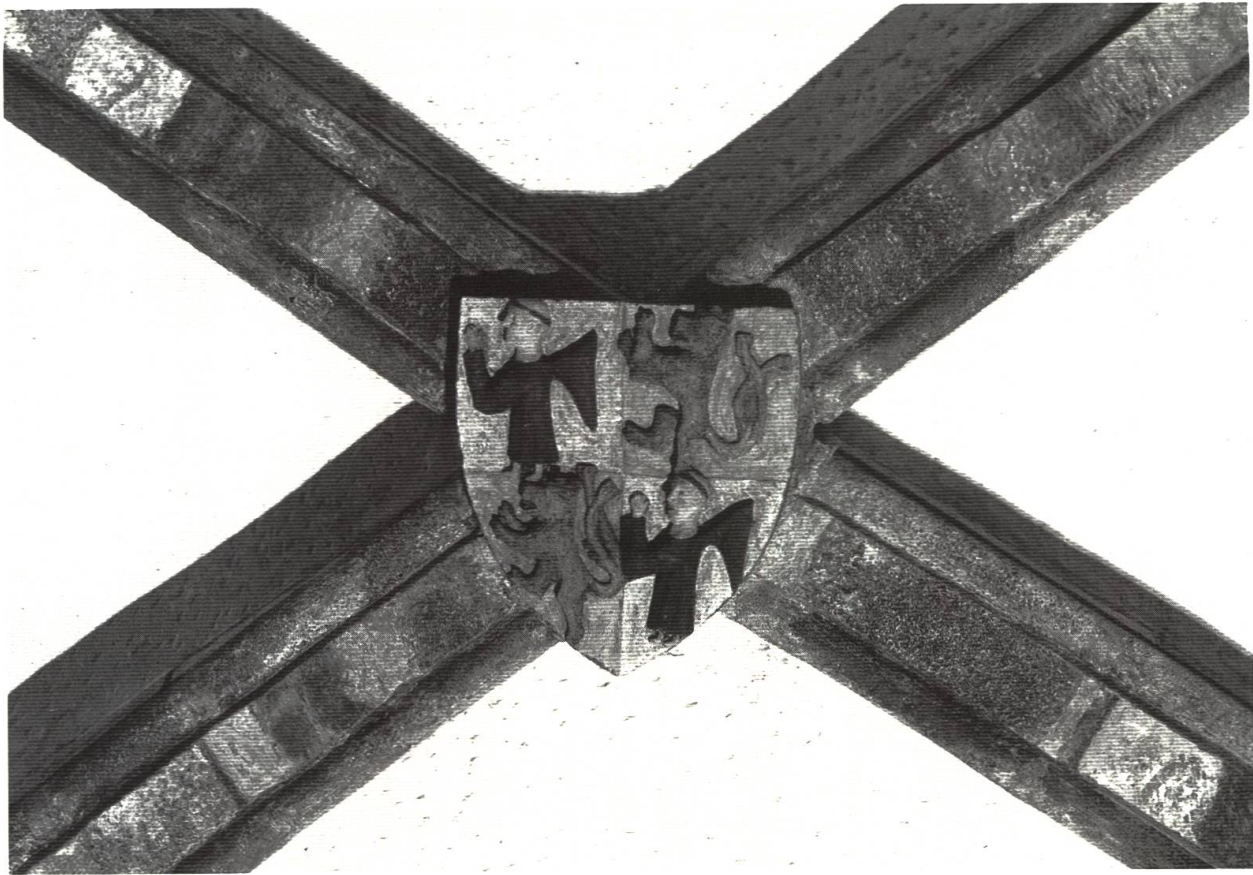


Abb. 41:
Pfarrkirche St. Arbogast in Muttenz, Schlussstein im
Chorgewölbe. Allianzwapen Münch – Löwenberg,
angebracht um 1365 bei der Wiederherstellung der
Kirche nach der Zerstörung durch das Erdbeben.

dament abgetragen, da er im frühen 15. Jahrhundert einem Neubau mit erweitertem Grundriss weichen musste.

Damit ist ein Problem angesprochen, das bei vielen Kirchen innerhalb der Zerstörungzone von 1356 auftritt: Erdbebenschäden sind schlüssig nur am aufgehenden Mauerwerk nachzuweisen. Wenn bei Ausgrabungen in Kirchen Mauern zutage treten – erhalten sind jeweils nur die Fundamente –, die ins 14. Jahrhundert zu datieren sind oder vielleicht noch genauer ins 3. Viertel des 14. Jahrhunderts, ist damit noch kein schlüssiger Zusammenhang mit dem Erdbeben erwiesen. Die Zeit zwischen etwa 1250 und 1500 bedeutete in der Basler Region ganz allgemein eine Periode intensiver Bautätigkeit an Kirchen. Meistens ging es um die Erweiterung des Schiffes, um die Neugestaltung des Chores und um die Errichtung eines Glockenturms. Bezeichnenderweise brachten die Instandstellungsarbeiten in der Arbogastkirche von Muttenz keine Veränderung des Grundrisses, sie wären demnach, wenn vom spätromanischen Bau nur noch archäologisch fassbare Fundamente erhalten geblieben wären, gar nicht mehr feststellbar.

Wenn also, wie etwa in Binningen, Münchenstein, Oltingen oder Wintersingen, um diese Baselbieter Beispiele zu nennen, für die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts Grabun-

gen zum Nachweis von Kirchenerweiterungen geführt haben, lassen solche Befunde nicht zwingend auf Zerstörungen durch das Erdbeben schliessen.¹⁴⁶ Freilich bleibt stets die Möglichkeit bestehen, dass die Erdstösse Schäden am Oberbau angerichtet haben, deren Behebung dann zum Anlass genommen wurde, eine ohnehin vorgesehene Vergrößerung oder sonstige Grundrissänderung vorzunehmen.

Gewisse Befunde bleiben noch zu diskutieren. In der Kirche von Sissach haben die Ausgräber im Altarfundament eingemauerte Spolien eines Vorgängeraltars entdeckt und die damit verbundene Umbauphase in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts datiert.¹⁴⁷ Einen sicheren Schluss auf Erdbebenschäden lässt dieser Befund allerdings nicht zu. In der Stadtkirche von Liestal ist eine Brandschicht festgestellt worden, die in die 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts gehört. Sie ist aber eher mit dem kriegsbedingten Brand von 1381 als mit dem Erdbeben von 1356 in Verbindung zu bringen.¹⁴⁸ Eine in der Kirche von Ziefen entdeckte Brandschicht stammt eindeutig noch aus der Zeit vor dem Erdbeben, denn die Wandmalereien an den Wänden der wiederhergestellten Kirche sind bereits in die Zeit um 1340/50 zu datieren.¹⁴⁹

Im Jahrzeitenbuch von Bubendorf, in welchem die kirchlichen Feiertage vermerkt sind, ist für den Lukastag die Erinnerung an das Erdbeben festgehalten. Dieser Eintrag könnte auf eine Anordnung des Basler Domkapitels zurückgehen, dem die Kirche von Bubendorf seit 1401 inkorporiert war. Eine schlüssige Aussage über Erdbebenschäden am Bubendorfer Gotteshaus ergibt sich aber aus der Textstelle im Jahrzeitenbuch nicht.¹⁵⁰

Noch eine weitere Bemerkung: Aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts sind verschiedentlich Altarweihen für Kirchen in der Basler Region überliefert. Ob solche Nachrichten als Belege für Erdbebenschäden gedeutet werden dürfen, bleibt zweifelhaft. Gewiss ist einzuräumen, dass beim Einsturz der Decke oder des Gewölbes über dem Chor oder in einer Seitenkapelle ein Altar so schwer getroffen werden kann, dass er erneuert und neu geweiht werden muss. Bevor übereilte Schlüsse gezogen werden, ist aber zu bedenken, dass Altarweihen laufend vorgenommen worden sind, urkundlich überliefert vom 11./12. Jahrhundert bis über den Ausgang des Mittelalters hinaus. Sie sind Zeugen einer auf Repräsentation ausgerichteten Laienfrömmigkeit. Eine besondere Häufung von Altarweihen für die Jahre etwa zwischen 1356 und 1370, die für eine Erneuerung erdbebengeschädigter Altäre spräche, ist quellenmässig nicht zu belegen.

So bleibt zum Schluss die Feststellung, dass für die Kirchen und Klöster in Basels Umgebung generell zahlreiche Erdbebenschäden angenommen werden müssen, besonders am Oberbau, dass sich deren Nachweis im konkreten Einzelfall aber als sehr schwierig erweist, so dass das tatsächliche Ausmass der an den Sakralbauten angerichteten Zerstörungen kaum abschätzbar ist.

Versuch einer Schadensbilanz

Auch wenn die genaue Überprüfung der authentischen Schriftquellen sowie der archäologischen und bauanalytischen Befunde zum Schluss führt, dass im Erdbeben von 1356 weder die Stadt Basel noch Liestal noch die rund sechzig mit Namen aufgeführten Bur-

gen in der Umgebung komplett dem Erdboden gleichgemacht worden sind, sondern viel Bausubstanz erhalten geblieben ist und verhältnismässig wenig Menschen ums Leben gekommen sind, ergibt sich dennoch aus den vielen Einzelinformationen das Bild einer entsetzlichen Katastrophe.

Dass die Erdstösse auch Schäden in einem Umkreis weit ausserhalb der eigentlichen Verwüstungszone von 85 auf 45 km Durchmesser angerichtet haben, braucht hier nicht noch einmal erörtert zu werden. In Bern, Strassburg und anderen Städten wog der Schrecken wohl stärker als das effektive Zerstörungswerk. Was aber innerhalb des erschliessbaren Verwüstungsareals vernichtet worden ist oder irreparable Schäden davongetragen hat, übersteigt alles, was vorher und nachher im mitteleuropäischen Raum an Erdbebenzerstörungen überliefert ist. Bezeichnenderweise findet sich in der Liste «katastrophaler Erdbeben», die das Lexikon des Mittelalters bietet und die vom 5. bis zum ausgehenden 15. Jahrhundert reicht, für das Festland nördlich der Alpen nur gerade das Basler Ereignis von 1356 verzeichnet, während alle anderen Beben von vergleichbarer Stärke in Italien – mit Einschluss des Alpenraumes –, in Griechenland, im vorderen Orient sowie mit einem Beleg von 811 in Schottland lokalisiert werden.¹⁵¹

Keine Frage, 1356 sind in der Zerstörungszone des Bebens ungezählte Menschen um ihre Behausung und um ihre bewegliche Habe gekommen. Am glimpflichsten kam die bäuerliche Bevölkerung in den Dörfern und Höfen davon, weil die ländliche Holz- und Fachwerkbauweise die einfachen, eingeschossigen Wohn- und Wirtschaftsbauten vor grösseren Schäden zu schützen vermochte. Vielleicht wären auch die Wohn- und Gewerbequartiere Basels, wo grossenteils noch der Fachwerkbau vorherrschte, vor dem Schlimmsten bewahrt worden, wenn nicht der Brandausbruch das Zerstörungswerk der Erdstösse fortgesetzt und grosse Teile der Stadt in Schutt und Asche gelegt hätte.

Sicher haben in Basel unter dem Beben vor allem die hochragenden Steinbauten gelitten, das Münster, die Kirchen und Klöster, die Wohntürme und Sässhäuser des Adels, die Stadtbefestigungen mit ihren Gräben, Türmen und Toren. Verheerend wirkte sich aber auch aus, dass durch Mauereinsturz und Brandschutt die Infrastruktur weitgehend lahmgelegt war. Die gewerblichen Kanäle, die «Teiche» funktionierten kaum mehr, der Birsig hatte sogar weite Teile der Talstadt unter Wasser gesetzt. Die engen Gassen waren kaum passierbar, so dass die offenen Plätze gar nicht oder nur unter Lebensgefahr erreicht werden konnten. Auch wenn manche Gebäude, profane Wohn- und Wirtschaftsbauten oder auch Kirchen, nicht oder nur unwesentlich beschädigt waren, das Stadtareal innerhalb der Ringmauern war jedenfalls unbewohnbar gemacht. Das betraf nicht nur die Wohnhäuser, es galt auch für die Kirchen mit ihren Taufsteinen und Begräbnisplätzen, die der aus der Stadt geflüchteten Bevölkerung bis auf weiteres unerreichbar blieben.

Wie angesichts eines derartigen Ausmasses an Verwüstung ein Wiederaufbau erfolgen sollte, konnte in den ersten Tagen nach der Katastrophe wohl niemand voraussagen. Auch der Adel der Umgebung befand sich in einer wenig komfortablen Lage. Wir wissen zwar, dass viele der sechzig als zerstört gemeldeten Burgen nur Teilschäden erlitten haben, doch bleibt offen, ob die angeschlagenen Gebäude fürs erste, wenn auch nur in notdürftig provisorischer Herrichtung, überhaupt bewohnbar waren. Manche Adelsfamilien hatten das Glück, über mehrere Burgen zu verfügen, von denen die eine oder andere unbeschädigt geblieben war. So konnten die Herrn von Ramstein auf ihrer Stamm-

burg oder auf Zwingen residieren, bis ihre Feste Gilgenberg wiederhergestellt war. Anderen war das Schicksal nicht so hold, zumal auch die Sässhäuser und Wohntürme kaum benutzbar waren. Wie beispielsweise die Herren von Schauenburg, deren zwei Burgen zerfallen waren, wie die Münzmeister zu Binningen oder die Reich von Reichenstein die Zeit bis zur Wiederherstellung wenigstens eines ihrer Wohnsitze überbrückt haben, wissen wir nicht. Dazu kam, dass viele erdbebengeschädigte Adelsfamilien als Schirmherren von Pfarrkirchen auch für deren Wiederherstellung zu sorgen hatten. Der Gesamtschaden, von dem der Adel in Basel betroffen war, hatte ein Ausmass, das die Gefahr einer sozialen und herrschaftlichen Destabilisierung in den ländlichen Grundherrschaften in den Bereich des Möglichen rückte und auch die Machtstellung des Ritterstandes in Basel zu erschüttern drohte.

Zunächst aber ergaben sich aus der Erdbebenkatastrophe ganz andere Gefahren, welche die Gesamtbevölkerung betrafen. In den improvisierten Zelten und Hütten vor der Stadt musste mit dem Ausbruch von Seuchen als Folge der selbst für mittelalterliche Verhältnisse unhygienischen Zustände gerechnet werden. Zudem war fraglich, ob und wie man in den bevorstehenden Wintermonaten die Kälte überstehen konnte.

Es musste in den Tagen nach dem Beben und dem Brand allen Betroffenen klar werden, dass die Zukunft der Stadt von energischen Massnahmen, von der Autorität und Flexibilität der politischen Führung, vielleicht auch von einer nachbarschaftlichen Hilfe aus der näheren und weiteren Umgebung abhing.

Anmerkungen

1 R. Wackernagel, Basel 1, S. 53. – Ann. Colm. S. 215–240.

2 UBB 9, Nr. 240 (1499): Erste urkundliche Erwähnung des Egelsees.

3 Die grosse Rheinkorrektur unterhalb Basel erfolgte ab 1817 unter der Leitung von J.G. Tulla.

4 Zu den Hochwassern im 14. Jahrhundert vgl. Anhang, Quellentexte Nrn. 3 und 4.

5 Ann. Colm. S. 230.

6 Basler Zollstätten befanden sich auf der Rheinbrücke, unter den Stadttoren, am Übergang der Wiese und auf der Birsbrücke bei Münchenstein. Harms 1, S. 8ff.

7 Zum Bau der Wiesenbrücke bei Kleinhüningen vgl. UBB 6, Nrn. 298, 341, 352. – Für den Bau der Birsbrücke bei St. Jakob waren seit dem späteren 14. Jahrhundert mehrere Anläufe erforderlich.

8 BChr. 4, S. 32 (Räuberunwesen im Elsass).

9 Teppichwirker auf Rötteln: Anna Rapp Buri / Monica Stucky-Schürer: Zahm und wild, Basler und Strassburger Bildteppiche des 15. Jahrhunderts. Mainz 1990, S. 29.

10 Zu Laufen vgl. Daniel Hagmann / Peter Hellinger: 700 Jahre Stadt Laufen, Basel 1995, S. 19–34.

11 Zum Stadtbild generell immer noch unverzichtbar Fechter, Topographie, S. 1–146.

12 Zu den Kreuzsteinen und zur Bannmeile vgl. Fechter, Topographie, S. 144–146 und R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 260–262.

13 Zusammenfassung des derzeitigen Forschungsstandes über Basels Stadtbefestigungen bei Matt, Befestigungen, S. 40–49.

14 Aus der Ersterwähnung des Rheintores in der Jahrrechnung von 1363/64 geht nicht eindeutig hervor, ob der Bau damals neu errichtet oder bloss umgestaltet bzw. erneuert worden ist. Vgl. Harms 2, S. 4: *Item so hand wir geben an den thurne ze Rine ze buwende 103 Pfund 2 Schilling*. Die Summe spricht jedenfalls für ein grösseres Bauvorhaben.

15 Urkundliche Erwähnung der ältesten Stadtmauer: UBB 1, Nr. 14 (1101/03).

16 Ersterwähnung der Kapelle auf der Brücke bei Fechter, Topographie, S. 132, Anm. 5.

17 Schönes Haus: Nadelberg 6/8. – Sommerer, Balkenmalereien, S. 15–38. – Zerkindenhof: Nadelberg 10. – Dächer Basel, S. 160–166.

18 Überblick über die Baugeschichte der Basler

Sakralbauten: KDM BS, Bde 3–5. Mit dem Erscheinen des Münsterbandes ist einstweilen nicht zu rechnen. Noch immer gültig: Stehlin, Baugeschichte.

19 Zerstörung der Pfalz: UBB 1, Nrn. 195 (1247), 201 und 103 (1248). – ABBS 1994, 113–122.

20 Heute Rittergasse 3.

21 Zu den Dachformen und zum Aufkommen der Ziegelbedachung vgl. Dächer Basel, S. 225–238, 283 und 386–395. – Unsicher ist, ob um 1350 die mehrgeschossigen Häuser schon mit Aussenaufzügen im Dachhimmel ausgestattet waren, wie sie sich noch heute bei manchen Altstadt Häusern finden.

22 Zu den Egräben vgl. Werner Meyer: Sprachhaus und Scheisskübel. Bemerkungen zu mittelalterlichen Abtritten, in: Fundgruben, Basel 1996 (Publikation zu Ausstellung «Stille Örtchen ausgeschöpft» im Historischen Museum Basel), S. 24–33.

23 Zu den *Friheiten* vgl. Fechter, Topographie, S. 122/113, ferner R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 364.

24 Zu den Teichen vgl. Eduard Golder: St. Alban-Teich, Basel 1986. – Ders., Die Wiese, Basel 1991. – Ders., Der Birsig und seine Nebengewässer, Basel 1995. – Schweizer: Gewerbe.

25 Fechter, Topographie, S. 119.

26 Ein Viertel (oder *viertzel*, *viernzal* und dgl.) bildete den vierten Teil von einem Mütt und umfasste ca. 25 Liter. (Im Mittelalter wurde das Getreide nicht nach Gewicht, sondern nach Volumen mittels Hohlmassen gemessen.)

27 Wurstisen, Chronik, S. 156.

28 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 425–427.

29 Dorothee Rippmann: Bauern und Städter, Stadt-Land-Beziehungen im 15. Jahrhundert, Basel 1990 (BBG 159).

30 Rippmann, Dorf, S. 123–138.

31 Vgl. etwa die Verhältnisse in Münchenstein und Muttentz unter den Münch, bei Meyer, Löwenburg, S. 111–190. – Ferner Rippmann, Wirtschaft, S. 139–164.

32 Fechter, Topographie, S. 115f.

33 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 243 und 364–378.

34 Für Detailuntersuchungen über die Rechts- und Besitzverhältnisse der Basler Liegenschaften sei auf das nach Strassen und Häusern geordnete Historische Grundbuch im StABS verwiesen.

35 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 406–530. – Zum Basler Zunftwesen vgl. überdies Ulrich Barth: Zünftiges Basel, Basel 1986. – Katharina Simon-Muscheid: Gewalt

- und Ehre im spätmittelalterlichen Handwerk am Beispiel Basels, in: Zeitschrift für Historische Forschung 8/1, Berlin 1991. – Egger, Zünfte, S. 13–42.
- 36 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 380–386.
- 37 R. Wackernagel, Basel 2/1, S. 230–238.
- 38 UBB 43, Nr. 156 (1342, Dez. 19).
- 39 Wackernagel, Basel 2/2, S. 657f.
- 40 BChr. 5, S. 23.
- 41 Eine befriedigende, grenzüberschreitende Darstellung der Geschichte des «Dreilandes» zwischen Jura, Schwarzwald und Vogesen fehlt einstweilen. Aus Basler Sicht für das 14. Jahrhundert noch immer wertvoll R. Wackernagel, Basel 1, S. 228–331.
- 42 Bündnisverträge im Wortlaut: UBB 4, u.a. Nrn. 59, 61, 62, 223, 224, 225.
- 43 UBB 4, Nrn. 173, 201.
- 44 Im Basler Bundesbrief mit den zehn Orten der Eidgenossenschaft vom 9. Juni 1501 behält sich Basel ausser den Papst und das Heilige Römische Reich auch *unsern herren, den bischoff zu Basel, so zu zitten ist, und sin gotzhuss, wa wir von im nit unbillich beschwert werden*, vor. UBB 9, Nr. 272.
- 45 Zur Rechtsstellung der Burgen und Adels Herrschaften in der Regio vgl. Merz, Sisgau 1–4 und Meyer, Burgenlexikon.
- 46 Trouillat 5, S. 885–889.
- 47 Zu den genealogischen Zusammenhängen zwischen den Häusern Pfirt und Habsburg vgl. Merz, Sisgau 1, Stammtafel 1.
- 48 Heinz Heimgartner: Die Burg Rötteln, Schopfheim 1964, S. 15f.
- 49 Zur Lage und Streuung des Habsburger Besitzes in den «Vorlanden» vgl. P. Schweizer / W. Glättli (Hg.): Das Habsburgische Urbar, Bd. 2/2, Basel 1904, Kartenbeilagen 1 und 2 (QSG 15/2).
- 50 Zum Verhältnis zwischen Basel und dem Hause Habsburg im 13. und 14. Jahrhundert vgl. Meyer, Beziehungen, S. 21–41.
- 51 Allgemein zur Katastrophenwahrnehmung in der Pestzeit von 1347–1349 vgl. Franticek Graus: Pest-Geissler-Judenmorde: Das 14. Jahrhundert als Krisenzeit. Göttingen 21988.
- 52 Zu den Juden im mittelalterlichen Basel vgl. Meyer, Geschichte der Juden, S. 15–56.
- 53 Reinhard Schneider: Der Tag von Benfeld im Januar 1349, in: Susanne Burghartz u.a. (Hg.): Spannungen und Widersprüche, Gedenkschrift für F. Graus, Sigmaringen 1992, S. 255–272.
- 54 Math. Neob., S. 159–163.
- 55 Stefan Winkle: Geisseln der Menschheit, Düsseldorf/Zürich 21997, S. 422–515. – Heinrich Buess: Die Pest in Basel im 14. und 15. Jahrhundert, in: BJ 55, 1956, S. 45–71.
- 56 Closener, S. 106–111.
- 57 BChr. 5, S. 21.
- 58 Wurstisen, Chronik, S. 173.
- 59 BChr. 4, S. 373. – Wurstisen, Chronik, S. 169.
- 60 Wurstisen, Chronik, S. 175. – Sebastian Münster: La Cosmographie universelle etc., Basel 1566, S. 448. – Die späteren deutschen Ausgaben der Cosmographie (1598, 1628) übernehmen die Version von Wurstisen.
- 61 W. Wackernagel, Erdbeben, Quelle I.
- 62 Den Brand des Grossbasler Rathauses belegt die Notiz aus dem frühen 15. Jahrhundert, wonach die Stadt 1356 um alle ihre schriftlichen Dokumente gekommen sei. Vgl. unten Anhang, Quellentext Nr. 1.2.
- 63 BChr. 5, S. 23 und 56. – Zur Bausubstanz der Kleinbasler Häuser vgl. nun KDM BS 6. – Zur Datierung von Dachkonstruktionen siehe Dächer Basel, S. 160–166.
- 64 Vgl. Anhang, Quellentexte Nrn. 3 und 4.
- 65 Zusammenstellung und Würdigung der wichtigsten Quellentexte bei Fouquet, Erdbeben, S. 35–39.
- 66 Vgl. Anhang, Quellentext Nr. 10.
- 67 Nach Closener, vgl. Anhang, Quellentext Nr. 8.
- 68 Vgl. Anhang, Quellentext Nr. 7.
- 69 Faber, Descriptio, S. 171f.
- 70 Das innere Spalentor, später «Spalenschwibbogen» genannt, erhob sich am oberen Ende des Spalenberges.
- 71 Vgl. Anhang, Quellentext Nr. 9.
- 72 Vgl. Anhang, Quellentext Nr. 7.
- 73 Vgl. Anhang, Quellentext Nr. 10.
- 74 W. Wackernagel, Quellentext I. – Original: StABS, Klosterarchiv, Urk. Domstift Nr. 99. – Der Aufruf wurde am 10. Juli 1364 erneuert. StABS, Klosterarchiv, Urk. Domstift Nr. 130.
- 75 Siehe Anhang, Quellentext Nr. 7. – Faber, Descriptio, S. 172.
- 76 Reicke, Erdbeben, S. 29. – Dächer Basel, S. 143f., 160–166.
- 77 BChr. 1, S. 499–501, dazu ferner S. 263, Anm. 2.
- 78 Wechsler, Erdbeben, S. 18–58. – Zur St. Johanneskapelle auf dem Münsterplatz vgl. ABBS 2002, S. 80–95.
- 79 Wechsler, Erdbeben, S. 59–65. – Stehlin, Baugeschichte, S. 137–139.
- 80 Wechsler, Erdbeben, S. 5f. – Matt, Befestigungen, S. 42–44.
- 81 Matt, Befestigungen, S. 47.
- 82 Anhang, Quellentext Nr. 1.1.
- 83 ABBS 2001, S. 209–264.
- 84 ABBS 2002, S. 140f.
- 85 S. Anhang, Quellentext Nr. 1.1. – Für die stetig zunehmenden archäologischen und bauanalytischen Befunde in der Basler Altstadt vgl. ABBS, Jahresberichte ab 1988.
- 86 Vgl. etwa den Befund Fischmarkt 3/4. Dazu Tauber, Herd und Ofen, S. 146–148. – Ferner Imbergässlein 26. ABBS 2002, S. 47f.
- 87 Überblick bei Reicke, Erdbeben S. 227–28 und Wechsler, Erdbeben, S. 12–15.

- 88 Siehe Anhang, Quellentext Nr. 4.
- 89 Wechsler, Erdbeben, S. 13f.
- 90 Reicke, Erdbeben, S. 27. – Zum Lohnhof vgl. oben Anm. 83.
- 91 Reicke, Erdbeben, S. 28f. – Zur Situation in Kleinbasel vgl. KDM BS 6.
- 92 Standort der ersten Synagoge: Gerbergasse 14. Dass die Synagoge 1356 nicht wesentlich gelitten hat, ergibt sich aus ihrer Verwendung als Lagerhalle anstelle des zerstörten Kaufhauses. Meyer, Geschichte der Juden, S. 28.
- 93 Gutscher/Reicke, Wandmalereien, S. 129–138.
- 94 Bestrafung von Plünderern: Siehe Anhang, Quellentext Nr. 1.3.
- 95 Wechsler, Erdbeben, S. 11f.
- 96 Das mittelalterliche Längenmass der Meile (*mīle*) ist im Abendland nicht allgemein genormt. Im Durchschnitt beträgt die Meile umgerechnet 7,5 Kilometer. Helmut Kahnt / Bernd Knorr: Alte Masse, Münzen und Gewichte. Mannheim/Wien/Zürich 1986, S. 183.
- 97 Isoleisten sind Linien, die – wie oben schon erläutert – Zonen gleicher Erdbebenintensität eingrenzen. Weidmann, Erdbeben, S. 61 und 79.
- 98 Siehe Anhang, Quellentext Nr. 10.
- 99 Johann R. Rahn: Die mittelalterlichen Kunstdenkmäler des Kantons Solothurn, Zürich 1893, S. 198.
- 100 Reparaturen auf der Grasburg: Friedrich Burri: Die einstige Reichsfeste Grasburg, Bern 1935, S. 233 und 244.
- 101 Zitiert nach Merz, Sisgau 3, S. 130, Anm. 24.
- 102 Vgl. Anhang, Katalog der 1356 als zerstört gemeldeten Burgen.
- 103 Zu den im vorliegenden Text genannten Burgen vgl. die entsprechenden Artikel in Meyer, Burgenlexikon. – Zu den Standorten ferner Burgenkarte der Schweiz und des angrenzenden Auslandes, Blatt 1, Wabern-Bern, 1976.
- 104 Faber, Descriptio, S. 172.
- 105 Zusammengestellt bei W. Wackernagel, Erdbeben, Quellen VII, X, XVIII, XX, XXI, XXIV, XXVII. – Ferner Klingenberg Chronik, S. 99.
- 106 Die in den Verzeichnissen der Chronisten genannten Burgen liegen im mutmasslichen Intensitätsbereich VIII und IX. – Welche Bauschäden in den viel weitläufigeren Intensitätsbereichen VI und VII schlüssig auf das Erdbeben von 1356 zurückzuführen sind, lässt sich nur über Einzelnachrichten und Einzelbefunde abklären. Vgl. die Isoleistenkarte bei Weidmann, Erdbeben, S. 79.
- 107 Vgl. Christian A. Müller: Die Burgen in der Umgebung von Basel und das Erdbeben von 1356, in: BZ 55, 1956, S. 25–73 (weitgehend unbrauchbar).
- 108 Werner Meyer: Die Frohburg, Ausgrabungen, 1973–77. Zürich 1989, S. 100/101 (SBKAM 16).
- 109 Meyer, Burgenlexikon, S. 87f.
- 110 Meyer, Burgenlexikon, S. 186f.
- 111 Wurtsen, Chronik, S. 176.
- 112 Meyer, Burgenlexikon, S. 9/10.
- 113 Meyer, Burgenlexikon, S. 118f. – Merz, Sisgau 1, S. 308–318. – Tauber, Herd und Ofen, S. 66–69.
- 114 «Motte» oder «Burgmotte»: Burganlage mit meist hölzernen Kernbauten, die auf einem künstlich aufgeschütteten oder hergerichteten Hügel errichtet sind.
- 115 Das mittelalterliche Weiherhaus Ötlingen erhob sich an der Stelle des um 1650 errichteten Schlosses Friedlingen. Meyer, Burgenlexikon, S. 23.
- 116 Möglicherweise ist auch der runde Hauptturm von Pruntrut dank seiner festen Bauweise vor Erdbebenschäden bewahrt worden. – Zum «Stein» von Rheinfelden vgl. Merz, Aargau 2, S. 431–435.
- 117 Merz, Sisgau 2, S. 124. – Meyer, Burgenlexikon, S. 202–205.
- 118 Meyer, Burgenlexikon, S. 16f.
- 119 Meyer, Burgenlexikon, S. 152f. – Merz, Sisgau 1, S. 65–68.
- 120 Ob der Felssturz bei der Schauenburgflue durch das Erdbeben von 1356 ausgelöst worden ist, steht einstweilen noch nicht fest.
- 121 Meyer, Burgenlexikon, S. 126f.
- 122 Tauber, Herd und Ofen, S. 87–100. – Meyer, Burgenlexikon, S. 134–137.
- 123 Meyer, Burgenlexikon, S. 122f.
- 124 Zu den Befunden auf Birseck vgl. die Internet-Meldung von Reto Marti: Arlesheim: Wenn Steine reden – Bauuntersuchung auf Schloss Birseck: http://www.baselland.ch/docs/kultur/archaeologie/Pages/News/news_0024.html [21.6.2005].
- 125 Meyer, Burgenlexikon, S. 113–117.
- 126 Gutscher, Ereignis, S. 11. – AKB 3A, 1994, S. 208.
- 127 Tauber, Herd und Ofen, S. 100–104.
- 128 Tauber, Herd und Ofen, S. 69–77.
- 129 Müller, Bischofstein, S. 13–16 und 80.
- 130 Meyer, Löwenburg, S. 29. – NSBV 1963, Nr. 6.
- 131 Tauber, Herd und Ofen, S. 22–28. – Hans Erb: Ausgrabungen Thierstein 1934, in: Argovia 47, 1935.
- 132 Tauber, Herd und Ofen, S. 51. – Merz, Aargau 1, S. 250–261.
- 133 Meyer, Burgenlexikon, S. 66f.
- 134 Windler/Marti, Madeln, S. 61–149.
- 135 Tauber, Herd und Ofen, S. 56–60. – Alex R. Furger: Eine mittelalterliche Wüstung bei Arisdorf BL, in: BHB 13, 1977.
- 136 Vgl. etwa die Bildbelege in Merz, Sisgau 2, Taf. 3 oder 4, Taf. 12. – Aussagekräftig auch die ländlichen Bauten auf dem Dornacher Schlachtholzschnitt von 1499. Werner Meyer: Die Schweiz in der Geschichte 1, Zürich 1995, Abb. auf S. 100–103.
- 137 BChr. 5, S. 32.
- 138 KDM BL 2, S. 183, 197–200.
- 139 Pfrommer/Gutscher, Laufen, S. 25.
- 140 Meyer, Burgenlexikon, S. 54.

- 141 ULB 1, Nr. 379.
- 142 Xavier Mossmann (Hg.): Cartulaire de Mulhouse 1, Strasbourg 1883, Nr. 269 vom 13. Dezember 1356: Steuerbefreiung durch Kaiser Karl IV. für zwei Jahre, um die Stadt zu *bezzern und böwen*.
- 143 Klingenberger Chronik, S. 99.
- 144 Trouillat 4, S. 105.
- 145 KDM BL 1, S. 327ff.
- 146 KDM BL 1, S. 214, 280ff. und 3, S. 164, 384ff.
- 147 KDM BL 3, S. 289.
- 148 KDM BL 2, S. 199.
- 149 KDM BL 2, S. 404.
- 150 KDM BL 2, S. 46.
- 151 Lex. MA 3, Sp. 2126.